



AB

743645

Konrad.

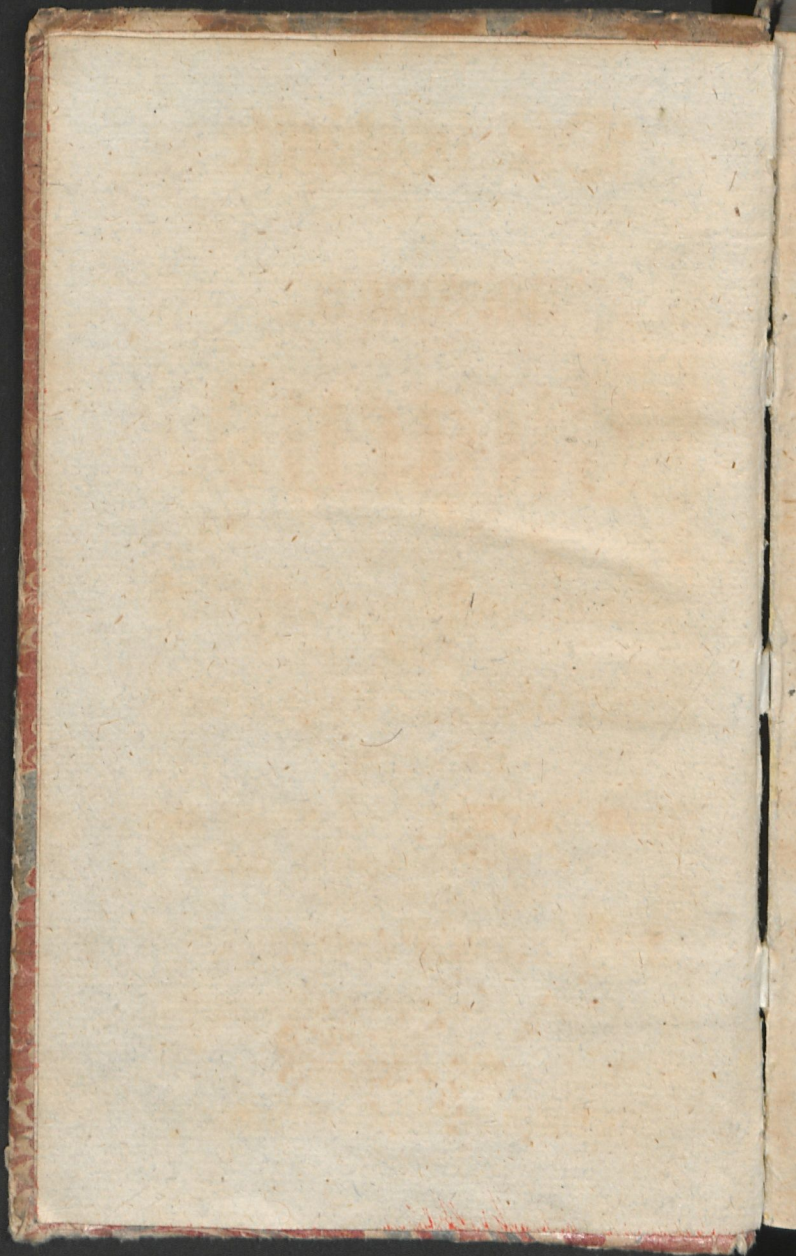
XVII

100
2. L. *Lezöne Wissenschaften.*

117

No 9113 *

- 1 Die Boglätte mit imbo,
glatte tzung
- 2 Inotiv Amst Cströglück.



Die beglückte

und

unbeglückte

Jugend/

In zwey

anmuthigen Begebenheiten

Des

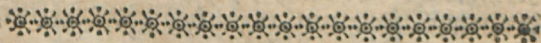
ARISTONOI und EMANDRIS

vorgestellet/

Ihrer Vortrefflichkeit wegen aus

dem Französischen in das
Deutsche übersetzt/

In Virtute Perennitas.



Breslau/

Zu finden bey Michael Hubert.

1716.

Ambros. Epist. ad Constantium:

Multa, Onera; Moderata, Usui. Viatores
sumus Vitæ hujus. Multi ambulant;
sed opus est, ut quis bene transeat. Sipienti
nihil alienum, nisi, quod Virtuti incongruum.
Quocumque accesserit, sua sunt omnia. To-
tus Mundus Possessio ejus est, quoniam eo
toto, quasi suo, utitur.

Viel besitzen heist so viel, als eine grosse
Bürde besitzen. Viel Lust bringt viel Last. Die
grossen Reichthümer dienen nur zu einer eiteln
Ruhmräthigkeit, und die mittelmässigen zum
Gebrauch. In diesem Leben seynd wir alle
Wanders-Leute. Es ist nicht genug, daß man
nur fortgehe; Die gröste Vollkommenheit be-
stehet darinnen, wie man wohl überkommen
möge. Was hat man wohl vor Ursache, sich
also zu quälen, nur daß man viel zusammen-
scharre? Man erwähle sich doch die Weisheit,
so wird man alles besitzen! Ein tugendhafter
Mann fliehet nichts so sehr, als das Laster.
Überall, wo er seinen Fuß hinsetzet, findet er ein
Königreich. Er machet sich zum Herrn über
die ganze Welt, weil er sich der ganzen Welt,
als wie des Seinigen, bedienet.

Datum 2009



Die beglückte Jugend/

oder

Die Begebenheiten des Aristonoi.

Sophronimus, nachdem er um seiner Vor-Eltern Güter/ theils durch Schiffbruch/ theils auch durch andere Unglücks-Fälle/ gekommen ware/ tröstete sich hierüber/ in der Insel Delos, einzig und allein mit seiner Jugend. Allda besunge er/ auf einer güldenen Harffen/ die Wunderwerke desjenigen Gottes/ den man an diesem Orte verehret. Er zierete sein Gemüthe mit vortreflichen Künsten und Wissenschaften/ und ware bey denen Musen sehr beliebt. Er untersuchte mit grossent Fleiß alle Heimlichkeiten der Natur/ den Lauff des Gestirns/ und der Himmel/ die Anordnung der Elementen/ das Gebäudes ganzen Erd-Kreises/ den er vermittelst seines

Compasses oder Zirckels abmasse/ die Krafft und Tugend der Pflangen/ die Gleichförmigkeit der Thiere; vor allen Dingen aber prüffete er sich selbst/ und ware insonderheit bestrebt/ seine Seele mit der Tugend auszuschnüffen. Indem ihn also das Glücke erniedrigen wollen/ hat es ihn vielmehr auf den Gipffel der wahren Ehre/ so die Weisheit ist/ erhoben.

Mittlerweil er nun in dieser Einsamkeit ohne Vermögen recht glücklich lebte/ ersiehet er eines Tages/ an dem Ufer des Meers/ einen ehrwürdigen alten Mann/ der ihm ganz unbekannt ware: Es ware ein Fremder/ der in dieser Insul erst anländete. Dieser Alte bewunderte über die massen das Gestade des Meers/ weil er wuste/ daß vorzeiten dieses eine schwimmende Insul gewesen wäre. Er betrachtete diese Küste/ allwo über dem Sand und den Klippen kleine/ mit einem grünenden und blühenden Basen stets bekleidete Hügel/ hervor ragten. Er konnte sich nicht ersätigen in Anschauung der klaren und Silberweissen Brunnen/ wie auch der schnell-reissenden Bäche/ welche dieses anmuthige Feld bewässerten. Er gieng weiter fort nach den geheiligten Lust-Wäldern/ welche den Tempel

pel Gottes umzingeln/ da war der gang auß
 fer sich selber gefezet/ in Ansehung dieser grü-
 nen Zweige/ welche die Nord-Winde niema-
 len zu Grunde richten dörrffen. Endlich be-
 trachtete er den Tempel/ von einem Paris-
 schen/ an weisser Farbe den Schnee selbst
 übertreffenden Marmor/ und mit hohen
 Jaspis-Säulen umfangen.

Nicht weniger ware Sophronimus auff-
 mercksam/ diesen Alten wohl zu betrachten.
 Sein Schlos-weisser Bart reichte ihm gang
 biß an seine Brust. Sein runckliches Anges-
 sicht hatte nichts heßliches an sich/ er ware
 noch keinesweges/ rauhen Alters halber/ an
 Kräfteen geschwächet. Aus seinen Augen
 strahlete eine angenehme Lebhaftigkeit her-
 vor. Er ware von lang ausgeschossener und
 Majestätischer Leibes-Statuur. Bloß und
 allein gienge er etwas krumm/ und lehnete
 sich auf einen helffenbeinernen Stab.

Ihr Fremder! redete ihn Sophronimus
 an: Was suchet ihr allhier in dieser Insul/
 welche euch gang unbekannt zu seyn scheint?
 Ist es etwan der Tempel Gottes/ so sehet ihr
 ihn an diesem Orte nur von ferne/ und ich
 erbiete mich/ euch dahin zu führen. Denn ich
 fürchte die Götter/ und weiß auch/ was Zu-

piter haben will/ denen Fremdlingen beyzu-
springen. Ich nehme zu Danck an/ versetzte
dieser Alte/ euer mit so viel Zeichen der Gü-
tigkeit an mich gethanes Erbieten. Die
Götter wollen euch die Liebe/ so ihr gegen die
Fremden traget/ vergelten! Gehet wir nun
nach dem Tempel zu.

Unterwegens erzählte er Sophronimo,
was ihn zu dieser Reise veranlasset hätte.
Ich heiße/ sprach er/ Aristonous. Meine
Geburts-Stadt ist Clazomena in Jonien/
an dieser anmuthigen Küste gelegen/ welche
sich bis an das Meer erstrecket/ und das An-
sehen hat/ als wollte sie sich mit der Insel
Chius, dem glückseligen Vaterlande Ho-
meri, vereinigen. Ich wurde von armen/
doch Adelichen Eltern/ gebohren. Mein Va-
ter/ Namens Polystrates, der schon mit
sehr vielen Kindern beladen ware/ wollte mich
nicht erziehen. Er ließ mich also durch einen
seiner Freunde von Teos wegtragen/ und
exponiren. Eine alte Frau von Erythrea,
welche an dem Orte/ da man mich hinlegte/
ihr Guth hatte/ nahm mich in ihr Haus auf/
und ernährte mich mit Ziegen-Milch. Weil
sie aber arm ware/ verkauffte sie mich/ als ich
etwas zu Jahren kame/ und zum dienen
tüchtig

tüchtig ware/ einem Slaven-Händler/ der mich mit sich nach Lycien nahm. Selbiger verkauffte mich wiederum zu Patara, an einen reichen und tugendhafften Mann/ Namens Alcinus; Und dieser Alcinus ließ sich meine Jugend höchst angelegen seyn; Er sahe mich vor gar gelehrsam/ bescheiden/ aufrichtig/ geneigt/ und auf alle wohl-ständige Dinge höchst beflissen an. Er wiewete mich zu denjenigen Künsten/ welche Apollo begünstiget. Er ließ mich die Singe-Kunst/ die Leibes-Übungen/ und vor allen Dingen die Wund-Arzhney-Kunst lernen. Ich erwarb mir in dieser so nothwendigen Wissenschaft in kurzer Zeit einen sehr grossen Ruhm/ und Apollo, von dem ich getrieben wurde/ entdeckte mir ungemeyne Geheimnisse. Alcinus, der mich immer hefftiger lieb gewann/ und zum höchsten erfreuet war/ wie er sahe/ daß seine vor mich getragene Sorgfalt nicht umsonst angewendet gewesen/ sprach mich von der Dienstbarkeit los/ und schickte mich nach Samos zu dem Tyrannen Polycrate, welcher bey seinem unbeschreiblichen Glück stets in Sorgen stunde/ es möchte ihn/ nachdem es ihm so lange geschmeichelt/ dereinst grausamer Weise verfolgen.

folgen. Er liebte sein Leben/ das vor ihm
 lauter Lust und Freude ware/er fürchtete sich/
 solches zu verlieren/und wollte auch nur den
 allergeringsten Anzeigungen einiger Kranck-
 heit vorbeugen/ weßhalber er stets die be-
 rühmtesten Männer in der Arzney-Kunst um
 sich hatte. Polycrates ware froh/ daß ich
 meine Lebens-Zeit bey ihm zubringen wollte.
 Um mich nun beständig bey ihm zu erhalten/
 schenckte er mir grosses Geld und Guth/ und
 überhäuffte mich mit Ehren und Würden.
 Ich bliebe gar lange zu Samos, und konnte
 mich nicht gnung verwundern/ daß das
 Glück gleichsam seine Lust zu haben schiene/
 ihm in allem/ so er nur wünschen und verlan-
 gen könnte/ zu willfahren. Es war gnug/
 daß er einen Krieg anfienge/ die Siege und
 Palmen folgten ihm stehendes Fußes nach.
 Er mochte auch die allerschweresten Sachen
 wollen/ oder unterfangen/ so fort geschahen
 sie gleichsam von sich selber. Seine uner-
 messene Reichthümer vermehreten sich täg-
 lich. Alle seine Feinde waren zu seinen Füß-
 sen nieder geworffen. Seine Gesundheit/
 ohne jemalen abzunehmen/ wurde vielmehr
 immer unverbrüchlicher. Es waren schon
 vierzig Jahre verlossen/ als dieser höchst-
 beglück-

beglückte und in vollem Ruhestande lebende Tyrann annoch davor hielte/ ob wäre das Glück an ihn gleichsam mit Ketten angefeselt/ und könnte oder dürffte ihm niemals/ auch in den geringsten Dingen/ nicht entstehen/ noch einigen Strich in seine Rechnungen machen. Eine unter den Sterblichen so unerhörte Glückseligkeit machte/ daß ich seinetwegen in steten Sorgen stunde. Ich liebete ihn recht aufrichtig/ und konnte mich endlich nicht entbrechen/ ihm meine Furcht zu entdecken; welche auch Gehör bey ihm fand. Denn ob er schon durch die Wollüste ganz verzärtelt/ und seiner grossen Macht wegen übermüthig war/ so hatte er wenigstens doch noch einige Ader von Leutseligkeit in sich/ wenn man ihm die Götter/ und die Unbeständigkeit menschlicher Dinge/ zu Gemüthe führte. Er litte es gar gerne/ daß ich ihm die Wahrheit sagen möchte/ und meine gegen ihn tragende Sorgfalt rührete ihm dermassen das Herze/ daß er sich endlich entschlosse/ den allzuhefftigen Lauff seines Glückes durch einen Schaden oder Verlust/ den er sich selber anthun wollte/ zu unterbrechen. Ich sehe wohl/ sagte er zu mir/ daß kein Mensch in der Welt ist/ dem nicht das Glücke

aufs wenigste einmal in seinem Leben den Rücken kehren sollte; Je mehr es einen verschonet/ie eine entsetzlichere Umkehre hat man von ihm zu befürchten. Ich/ den es schon so viele Jahre her mit zeitlichen Gütern ganz überschüttet/ habe deshalb das alleräusserste Unglück ohnausbleiblich zu gewarten/ wofern ich dasjenige nicht verhüte und abwende/ so mich allem Ansehen nach bedrohet; Dannenhero will ich eylends denen Verräthereyen dieses schmeichelnden Glückes vorbeauen. Indem er also redete/ zoge er seinen Ring/ der eines unschätzbaren Werths/ und ihm sehr lieb ware/ vom Finger/ und warffe solchen/ in meiner Gegenwart/ von der Höhe eines Thurms in die Tiefe des Meers/ in Hoffnung/ er hätte nunmehr dem Nothzwange/ wenigstens einmal in seinem Leben die Strenge des Glücks auszustehen/ ein völliges Genügen geleistet. Alleine/ es war eine ihm von seinem Verhängniß verursachte Verblendung. Dasjenige Unglück/ so man sich erkieset/ und selbst verurrsachet/ ist kein Unglück mehr. Wir betrüben und bekümmern uns nur allein über die gezwungene und ganz unversehene Plagen oder Straffen/ welche die Götter uns zuschicken. Polycrates

tes wuste noch nicht/ daß das wahrhaffte Mittel/ dem allzu grossen Glücke vorzukommen/ sey: Sich mit Weisheit und Bescheidenheit von allen vergänglichlichen Gütern/ so er uns giebt/ loß zu machen. Das Glücke/ dem er seinen Ring auffopffern wollte/ nahm dieses Opffer nicht an/ und Polycrates schien wider seinen Willen glückseliger/ als iemalen/ zu seyn. Ein Fisch hatte den Ring verschlucket/ dieser Fisch ward gefangen/ dem Polycrati zugeschicket/ zugerichtet/ um bey seiner Taffel auffgetragen zu werden; und der Ring/ welcher von einem Koch in des Fisches Bauche gefunden worden/ dem Tyrannen wiederum zugestellet/ der/ in Erwegung eines ihn zu begünstigen so hartnäckichten Glückes/ vor Entsetzen ganz erblaßte. Allein die Zeit rückte heran/ allwo sich sein grosses Glück uhrplößlich in das entsetzlichste Unglück verwandeln sollte. Der grosse Persianische König Darius, ein Sohn des Hystaspis, überzoge die Griechen mit Kriegen/ er brachte in kurzer Zeit alle Griechische Colonien oder Pflanzstädte/ samt denen benachbarten in dem Egeischen Meer gelegenen Inseln/ unter seine Bothmäßigkeit: Samos ward erobert/ der Tyrann überwunden/

den/ und von dem Orantes, dieses grossen
 Königes commandirenden General, an
 ein hohes Creuz/ so er zu dem Ende auffrich-
 ten lassen/ geschlagen. Also musste dieser
 Mann/ welcher eines so wunderseltzamen
 Glückes genossen/ und nicht einmal das Un-
 glück/ so er sich doch selbstn ausgesuchet und
 erkohren/ über sich ergehen lassen können/ in
 einem Augenblick/ durch den allergrausants-
 ten und schmählichsten Tod/der nur zu erden-
 cken/ umkommen. Dergestalt ist nichts in
 der Welt/ welches den Sterblichen ein so
 grosses Unglück androhet/ als eine allzu gros-
 se Glückseligkeit. Dieses Glück/das auch
 die Allerhöchsten jämmerlich äffet/ ziehet hin-
 wiederum diejenigen/ welche zuvor die Aller-
 unglückseligsten gewesen/ aus dem Staube
 hervor; Es hatte den Polycratem von der
 Höhe seines Rades herab gestürzet/ und
 mich hingegen in dem allerelendesten unter al-
 len Ständen lassen geböhren werden/ damit
 es mir grosse Schätze und Reichthümer
 möchte zuwerffen. Die Persianer liessen
 mir selbige nicht allein/ sondern machten noch
 überdem ein grosses Werck von meiner Wis-
 senschafft die Menschen zu heylen/ und von
 der Bescheidenheit/ mit welcher ich mich ge-
 GER

gen iedermänniglich auffgeföhret hatte/ so lange ich nehmlich bey dem Tyrannen in Gnaden gestanden war; dahingegen diejenigen/ welche seines in sie gesetzten Vertrauens und seiner Macht gemißbrauchet/ durch verschiedene Peinen und Martern hingerichtet wurden. Weilen ich nun niemanden jemals etwas zu Leyde gethan/ sondern vielmehr einem iedweden Menschen/ so viel in meinem Vermögen gestanden/ alles liebes und gutes erwiesen/ als war ich der einzige/ dessen das victorisirende Theil schonete/ ja noch dazu mir alle Ehre anthaten. Keiner ware/ der sich hierüber nicht erfreuet hätte; denn ich ware sehr beliebt/ und hatte meines Glückes ohne den geringsten Neid genossen/ weil ich niemalen weder einige Unfreundlichkeit/ noch Übermuth/ noch Begierde nach fremden Gute/ noch Ungerechtigkeit/ an mir blicken lassen. Ich brachte noch etliche Jahre in vollem Frieden und Ruhestande zu Samos zu/ endlich aber spürete ich ein hefftiges Verlangen in mir/ mein geliebtes Lycien/ allwo ich meine kindlichen Jahre so sittsamlich zugebracht/ einmal wieder zu besuchen/ in Hoffnung/ den Alcinum, welcher mich aufferzog/ und den ersten Grundstein zu meinem

gan:

gansen Glücke geleyet hatte/ alldar anzutreffen. Wie ich in dieses Land kame/ so erfuhre ich/ daß Alcinius, nachdem er um sein ganges Haab und Gut gekommen/ und den elenden Zustand seines hohen Alters mit ungemainer Standhaftigkeit übertragen/ Todes verblichen wäre. Ich schüttete Blumen auf seine Aschen/ und benetzte solche mit meinen Thränen; Ich setzte ein vortreffliches Epitaphium auf sein Grab/ und fragte überall nach/ wo doch seine Kinder möchten hingekommen seyn? Man berichtete mich/ daß der einzige/ welcher von solchen übrig geblieben/ Namens Orcilochus, weil er sich nicht entschliessen können/ in seinem Vaterlande/ allwo sein Vater in so grossem Ansehen und Flor gelebet/ ohne alles Vermögen sich sehen zu lassen/ endlich auf ein fremdes Schiff sich begeben hätte/ um in etwa einer von dem Meere weit-entlegenen Insel ein Privat-Leben zu führen. Man setzte noch hinzu/ daß dieser Orcilochus, kurz darauf/ bey der Insel Carpathus, Schiffbruch gelitten/ worinn er umgekomen/ und also von dem Geschlechte meines Wohlthäters niemand mehr vorhanden wäre. Von Stund an war ich bedacht/ das Haus/ worinn Alci-

Alci-

Alcinus gewohnet hatte/ samt den frucht-
baren Aeckern und Feldern/ welche ihm da-
herum zugehöreten/ durch Kauff an mich zu
bringen. Ich war voller Freuden/ da ich
diese Dörter wieder sahe/ welche mich des süs-
sen Andenckens eines so angenehmen Alters
und eines so gütigen Herrns erinnerten.
Es kame mir vor/ als wann ich noch in jener
Blüthe meiner ersten Jahre wäre/ in welchen
ich dem Alcino gedienet. Kaum hatte ich
die Güter/ so er hinter sich verlassen/ von sei-
nen Gläubigern erkauffet/ so crachtete ich/
meiner Schuldigkeit zu seyn/ nacher Clazo-
mena zu reisen. Meine Vater/ Polystrates,
und meine Mutter/ Phydile, waren Todes
verblichen; Ich hatte viel Brüder/ welche
in Strittigkeit mit einander lebten. So bald
ich nur zu Clazomena angekommen/ kame
ich/ sehr schlecht gekleidet/ als einer/ der von
allen Mitteln entblößet ist/ zu ihnen/ und zu
mehrerer Beglaubigung meiner Schuhr
zeigte ich ihnen die Kennzeichen/ welche man/
wie ihr wisset/ denen exponirten/ oder an
den Weg gelegten Kindern/ anzuthun befließ-
sen ist. Selbige wurden höchlich bestürzt/
die Erben des Polystratis, welche das Biß-
gen Vermögen/ so er nachgelassen hatte/ unter
sich

sich theilen sollten/ solchergestalt vermehret zu sehen; Ja so gar wollten sie mir meine Gebuhrt strittig machen/ und weigerten sich öffentlich vor den Richtern/ mich vor ihren Bruder zu erkennen. Ich/ um ihre Unfreundlichkeit zu bestraffen/ erklärete mich/ daß ichs gang wohl zufrieden sey/ vor sie nicht anders/ als ein Fremder/ zu seyn und zu heißen; allein ich verlangete/ daß sie auch auf ewig von meiner Erbschafft ausgeschlossen werden sollten/ welches die Richter vor billig und recht erkenneten; Und alsdenn zeigete ich ihnen die Schätze und Reichthümer/ welche ich auf meinem Schiffe gebracht hatte. Ich gab ihnen zu verstehen/ daß ich der Aristonous wäre/ welcher bey dem Samischen Tyrannen Polycrate so viel Haab und Gut erworben/ und noch zur Zeit mich nicht verheyrathet hätte.

Nun bereueten es erst meine Brüder/ daß sie mit mir so unbillig verfahren/ und weil ihnen das Maul nach einer so fetten Erbschafft wässerte/ als die meinige war/ so thaten sie all ihr äusserstes/ um sich bey mir wieder einzuliebeln; aber alles vergebens! Ihre Zwietracht und Uneinigkeit war Ursache/ daß die Güter unsers Vaters zu Rauffe gehen mußten.

musten. Ich kauffete solche an mich/ und sie hatten den Verdruß/ das ganze väterliche Vermögen in desjenigen Händen zu sehen/ dem sie nicht das geringste Stücke davon wollten zukommen lassen. Auf solche Weise geriethen sie in eine erschreckliche Armuth. Nachdem sie aber ihre Fehler genugsam erkannt und gebüßt hatten/ so wollte ich ihnen auch mein gutes Gemütthe zeigen; ich vergabe es ihnen also/ nahm sie in mein Haus auf/ gabe einem ieden Mittel in die Hände/ durch Handel und Wandel zur See Geld und Gut zu gewinnen. Ich vergliche sie wieder alle mit einander. Sie und ihre Kinder wohneten in Ruhe und Frieden bey mir. Ich wurde aller und ieder dieser unterschiedlichen Familien allgemeiner Vater. Durch ihre Einigkeit und grossen Fleiß sammleten sie in kurzen ansehnliche Reichthümer.

Mittlerweil kam das hohe Alter/ und klopfte vor meiner Thür an; es machte meine Haare ganz weiß/ und das Angesicht voller Runzeln; es erinnerte mich/ daß ich einer so vollkommenen Glückseligkeit nicht lange mehr genießten würde. Dannenhero habe ich vor meinem Ende zum allerlesten mal dieses mir so liebe und angenehme Land/ wel-

B

ches

ches mein Herz empfindlicher rühret/ als
 mein selbst eignes Vaterland/ dieses Lycien/
 allwo ich/ unter der Aufsicht des tugend=
 haften Alcini, fromm und weise zu werden
 gelernet/ heimsuchen wollen. Wie ich wie=
 der zu Schiffe gieng/ traff ich einen Kauff=
 mann aus einer der Eycladeischen Inseln an/
 welcher mich versicherte/ daß zu Delos an=
 noch ein Sohn Orcilochi wohnete/ der in
 die Weise und tugendhafte Fußstapffen sei=
 nes Groß= Vaters/ des Alcini, zu treten
 äusserst befließen wäre. So fort verließ ich
 die gemeine Strasse/ die nach Lycien zuge=
 het/ und eilte/ unter der Anführung und Ob=
 hut Apollinis, nach dessen Insel/ um dieses
 kostbare und angenehme Überbleibsal von ei=
 ner Familie/ der ich alles in der Welt zu dan=
 cken/ zu suchen. Ich habe nur noch eine sehr
 kurze Zeit zu leben; die Parce, als eine Fein=
 din dieser süßen Ruhe und Zufriedenheit/
 welche die Götter den Sterblichen so gar sel=
 ten verleihen/ wird wohl bald meinen Lebens=
 Faden abschneiden! Ich werde aber mit
 Freuden sterben/ so bald nur meine Augen/
 ehe und bevor sie sich vor dem hellen Tages=
 Licht zuschließen/ den Enckel meines Herrn
 werden gesehen haben. Ach! redet anieso/
 Der

der ihr zugleich mit ihm in dieser Insel wohnt! Sollte er euch nicht bekannt seyn? Wisset ihr mich dann nicht zu berichten/ wo ich ihn wohl finden möchte? Wofern ihr machet/ daß ich ihn zu sehen bekomme/ so wollen die Götter euch zur Vergeltung auf euern Knien euere Kinder und Kindes-Kinder/ bis in das fünffte Glied/ sehen lassen! Es wollen die Götter endlich euer ganzes Haus in Frieden und Ueberfluß/ zur Belohnung eurer Tugend/ erhalten!

Während der solcher beweglichen Reden des Aristonoi zerflosse Sophronimus gleichsam in lauter Thränen/ welche mit Freud und Leyd untermischet waren. Endlich warffe er sich/ ohne ein Wort reden zu können/ dem weisen Alten um den Hals/ umarmete solchen/ drückte ihn fest an seine Brust/ und mit grosser Mühe sprach er folgende mit vielen Seuffzern unterbrochene Worte aus:

Ich bin es/ o mein liebster Vater! ich bin derjenige/ den ihr suchet; Ihr sehet Sophronimum, den Enckel eures Freundes Alcini, vor euch. Ja ich bin es selbst/ und kan mir nicht anders einbilden/ als daß die Götter euch hieher geschicket haben/ um mir meinen

elenden Zustand zu verführen. Die Dankbarkeit/ welche sonst dem Ansehen nach in der ganzen Welt nicht mehr anzutreffen/ finde ich in euch allein wieder. Ich habe wohl in meiner Kindheit sagen hören: Daß ein wegen seiner Wissenschaft berühmter und reicher Mann/ der sich zu Samos aufshielte/ bey meinem Groß-Vater erzogen worden. Weilten aber Orcilochus, mein Vater/ welcher in der Blüthe seines Alters gestorben/ mich/ als ein kleines Kind in der Wiegen/ verließ/ so habe ich diese Dinge ganz verdrehet eingenommen. Bey dieser Ungewißheit nun bin ich angestanden/ erst nach Samos zu reisen; derogestalten lieber in dieser Insel verblieben/ allwo ich mich in meinen Trübsalen und Widerwärtigkeiten mit Verachtung aller vergänglichen Reichthümer/ und mit dem angenehmen Dienst/ die Musen in dem geheiligten Hause Apollinis zu verehren/ einzig und allein trösten thue. Die Weisheit/ welche die Menschen/ mit wenigem zufrieden zu seyn/ und dabey der wahren Gemüths-Ruhe zu genießen/ lehret und angewöhnet/ habe ich biß hieher allen andern Gütern vorgezogen.

In

Indem nun Sophronimus also redete/ und sahe/ daß sie bereits den Tempel erreicht hätten/ schlug er dem Aristonoo vor/ darinnen ihre Andacht und Opfer zu verrichten/ welches dieser auch beliebte. Demnach opfertten sie diesem Gotte zwey Schnee-weiße Schafe/ und einen Stier/ der vornen zwischen seinen zwey Hörnern einen wachsenden Mond hatte; hierauf stimmten sie einige Lob-Gesänge an zu Ehren desjenigen Gottes/ welcher der Welt das helle Tages-Licht ertheilet/ die Jahres-Zeiten und Witterungen ordentlich einrichtet/ allen Wissenschaften vorstehet/ und den Chor der neun Musen auffmuntert und beselet. Im Herausgehen aus dem Tempel brachten Sophronimus und Aristonous den Tag/ mit Erzählung ihrer sonderbaren Begebenheiten/ vollends zu. Sophronimus empfieng den Alten in seiner Behausung mit nicht minderer Zärtlichkeit und Ehrerbietung/ als er dem Alcino selbst/ falls er noch am Leben gewesen/ ie hätte erzeigen können. Folgenden Tages reiseten sie beyde mit einander ab/ und giengen unter Segel/ um nach Lycien zu schiffen; Allda führete Aristonous den Sophronimum in ein fruchtbares Feld/ welches an

B 3

dem

dem Ufer eines gewissen Flusses / in dessen Wassermogender Apollo, wann er von der Jagd zurück kam / mit Staub ganz bedeckt / seinen zarten Leib so oft eingetauchet / und seine schöne blondine Haare gewaschen / gelegen ware. Längst dieses Flusses traffen sie einen Wald von Pappel- und Weiden-Bäumen an / deren zarte und in vollem Wachsthum seyende grüne Zweige die Nester einer unzählbaren Menge der Vögel / welche Tag und Nacht auf das lieblichste sungen / verdeckten. Der von einem hohen Felsen mit großem Getöse und Schäumen herab fallende Strom zerstieß seine kleine Wellen an einem Canal / der voller Kiesel-Steingen war. Die ganze Ebene stund voll des schönsten Getreydes / dessen übergüldete Aehren zum Schneiden schon reiff waren. Die Hügel / welche in Form eines runden Schau-Plazes in die Höhe ragten / waren mit den trefflichsten Weinstöcken und fruchtbarsten Bäumen über und über angefüllet. Allhier lachete und spielte die ganze Natur / und zeigte sich in der schönsten Anmuth. Der Himmel war ungemein heiter und ausgekläret / und die Erde allezeit bereit / aus ihrem Busen neue Schätze und Reichthümer zu nehmen / um
damit

damit die Mühe und Arbeit des Ackersmanns überflüssig zu bezahlen.

Wie sie also längst des Flusses hin und her spazierten/ ersahе Sophronimus ein zwar schlechtes und mittelmäßiges/ aber nach allen Regeln der Bau-Kunst vortrefflich ausgezirtes Haus/ so ein angenehmes An- und Aussehen hatte. Darinnen fand er weder Marmor/ noch Gold/ noch Silber/ noch Helffenbein/ noch purpurfarbene Zeuge; alles war sauber und nett/ voller Anmuth und Bequemlichkeit/ ohne den geringsten Pracht. Ein Spring-Brunn ergosse sich mitten in dem Hofe/ und bildete einen kleinen Canal/ längst einem grünen Teppich/ abe. Die Garten waren nicht allzu groß; man sahe in selbigen viel Obst und Kräuter zur menschlichen Nahrung. An beyden Enden des einen Gartens waren zwey Lust-Waldlein/ deren Bäume an Alterthum der Erde ihrer Mutter fast gleich kamen/ und mit ihren dicken Aesten und Zweigen einen so anmuthigen Schatten von sich gaben/ daß man darunter vor der Sonnen feurigen Strahlen gar wohl ausrasten konnte.

Sie giengen weiter fort/ und kamen in einen grossen Saal/ worinne sie eine sehr angenehme

nehme Mahlzeit hielten/ welche aus denjenige
 gen Gerüchten bestund/ so die Natur in den
 Gärten wachsen läffet. Daselbst sahe man
 keine eingige von allen den delicaten Speisen/
 welche die Unmäßigkeit der Menschen an so
 fernen Orten und mit so vielen Unkosten su-
 chen gehet. Man truge eine so wohlschmä-
 ckende Milch auf/ als jene/ so der Apollo, wie
 er sich als ein Hirte bey dem König Admeto
 auffhielte/ melcken muste/ nur seyn konnte;
 und einen weit vortreflicheren Honig/ als
 derjenige/ welchen die Bienen zu Illiba in
 Sicilien/ oder auch auf dem Berge Aymet-
 tus in der Athenienser Gebiete/ machen. Man
 speisete hier Hülsen-Früchte aus dem Gar-
 ten/ und Obst/ so man erst kühlich abgebro-
 chen hatte. Ein viel köstlicher Wein/ als der
 Nectar/ flosse aus grossen Gefässen in sehr
 künstlich geschnittene Gläser und Becher.

Während der dieser mäßigen aber süßen
 und stillen Mahlzeit wollte sich Aristonous
 durchaus nicht mit zu Tische setzen. Anfangs
 zwar suchte er seine Bescheidenheit mit vielen
 Ausflüchten zu bedecken; Endlich aber / da
 ihn Sophronimus hierzu nöthigen wollte/
 erklärete er sich/ daß er nimmermehr sich ent-
 schliessen würde/ mit dem Enckel des Alcini,
 wel-

welchem er so lange bey derselben Tafel auff-
 gewartet hätte/zu speisen. Gehet/ sprach er
 zu ihm: Allhier ist derjenige Ort/ wo dieser
 weise Alte zu essen pflegte! Allhier/ wo er
 mit seinen guten Freunden ein angenehmes
 Gespräch führete! Allhier/ wo er sich mit
 unterschiedenen Spielen erlustigte! Allhier/
 wo er hin und her spazierete/ dabey im Ho-
 mero und Hesiodo lesende! Allhier endlich/
 wo er bey Nacht-Zeit ruhete. Indem er nun
 diese Umstände alle wieder ins Gedächtniß
 brachte/ wurde sein Herz vor zärtlicher Liebe
 gegen seinen verstorbenen Herrn gerühret/
 und die Thränen rolleten häufig über seine
 Wangen herab.

Nach vollbrachtem Mittagmahl führete
 er den Sophronimum auf seine schöne Wie-
 sen/ allwo seine grosse brüllende Heerden
 Horn-Vieh an dem Rand des Flusses her-
 um irreten. Hierauf besahen sie die Heer-
 den der Schöpfe/ welche von den fetten Wei-
 den zurück kamen. Denen bleckenden und
 noch voller Milch seyenden Schafen folgeten
 ihre säugende und vor Freuden herum hüpf-
 fende Lämmlein nach. Man funde allent-
 halben beschäftigte Handwerks-Leute/ wel-
 che zum Nutzen und Besten ihres so gütigen

Ernährers und Herrns/ der wohl verdiente/
von ihnen geliebet zu werden/ indem er ihnen
die Mühe und Schwierigkeit ihres Slaven-
Standes nach Möglichkeit milderte und ver-
süßete/ ihre Arbeit mit Herzens-Lust und
Freuden verrichteten.

Nachdem nun Aristonous dem Sophro-
nimo dieses Haus/diese Slaven/diese Heer-
den Vieh/ und diese durch fleißiges Anbauen
so frucht- und tragbare Felder und Aecker ge-
zeigt hatte/ brach er endlich mit diesen Wor-
ten aus: Es erfreuet mich von Herzen/ daß
ich euch nun in dem alten Erbgut eurer Vor-
Eltern sehe. Ist bin ich ganz vergnügt/
weil ich euch in Besiz desjenigen Orts/ allwo
ich so lange Zeit in Diensten des Alcini ge-
lebet/ hiermit sehe. Genießet im Frieden
desjenigen/ so ihm vor diesem zugehörete!
Lebet glücklich/ und bereitet euch durch eure
Wachsamkeit von ferne ein noch sanffteres
Ende/ als das seinige war. Zu gleicher Zeit
schenckte er ihm dieses Gut mit allen Solen-
nitäten/ welche die Geseze erfordern. Er
erklärte sich/ daß von nun an auch seine
nächste Bluts-Verwandten von seiner Erb-
schafft gänzlich ausgeschlossen seyn sollten/
wosern sie jemalen so undanckbar wären/ die
an

an den Enckel seines Wohlthäters Alcini gethane Schenkung im geringsten Stück streitig zu machen. Alles dieses war noch nicht fähig/ sein Herze zu befriedigen.

Aristonous, ehe und bevor er dem Sophronimo sein Haus übergabe/ schmückete solches mit neuem Haus-Geräthe aus/ so in Wahrheit ganz schlecht und modeste/ aber sehr sauber und anmuthig war. Die Scheuern und Korn-Böden füllete er mit den reichen Geschencken der Cereris an/ und die Keller mit den köstlichen Weinen aus der Egäischen Insul Chius, welche werth seynd/ durch die Hand des Ganymedis, auf die Tafel des grossen Jupiters gesetzt zu werden/ ingleichen mit den vortreflichen Parmenianischen Weinen/ samt einem häufigen Vorrath von Hymettianischen und Hyblaischen Honig/ auch Atheniensischem Oele/ so an Annehmlichkeit des Geschmacks fast dem Honig selbst nichts nachgabe. Zu allem diesen fügete er endlich eine ungemeyne grosse Menge der schönsten und feinsten Wolle/ welche an der weissen Farbe dem Schnee ganz gleich kam/ hinzu; es war eine reiche Ausbeute von den zarten Schafen/ welche auf dem Arcadischen Gebürge in die Weide
giens

giengen/ deßgleichen in den fetten Sicilianischen Fütterungen. In einem solchen Stande überliesse er sein Haus dem Sophronimo, danebenst gab er ihm noch funffzig Eutoische Talenta. Hingegen behielt er seiner Freundschaft vor die Güter/ welche er in der Halbinsul Clazomena, und um Smyrna, Lebede, und Colophon herum besasse/ und die sich auf ein sehr hohes belieffen.

Nach vollbrachter Schenkung gieng Aristonous wiederum zu Schiffe/ um nach Jonien zurück zu kehren. Sophronimus, der über solche herrliche empfangene Wohlthaten ganz auffer sich selber gesetzt war/ begleitete ihn mit bethrüntem Wangen/ aus grosser Zärtlichkeit der Liebe/ biß ins Schiff. Er nennete ihn stets seinen Vater/ und hielt ihn in seinen Armen so fest eingeschrenckt/ als wollte er ihn gar nicht von sich lassen. Aristonous langete/ nach einer glücklichen Schiffahrt/ in kurzem bey den Seinigen an. Kein einziger von seiner Freundschaft durffte sich bey ihm beklagen/ daß er dem Sophronimo so viel gegeben. Ich habe/ sprach er zu ihnen/ zu einem letzten Willen angeordnet/ daß alle meine Güter verkauffet/ und den Armen in Jonien ausgetheilet werden sollten/
im

im Fall sich iemand von euch gelüsten liesse/
der Donation, so ich an den Enckel des
Alcini gethan/ sich im geringsten Stücke zu
widersetzen.

Der weise Alte lebte in süßer Ruhe und
Frieden/ und genosse der Güter/ welche die
Götter seiner Tugend verliehen. Ohner-
achtet seines hohen Alters thate er alle Jahre
eine Reise nacher Lycien/ um den Sophroni-
mum zu besuchen/ und sein Opffer auf dem
Grabe des Alcini, welches er mit den schön-
sten Zierathen der Bau- und Bildhauer-
Kunst ausgeschmücket hatte/ zu verrichten.
Er verordnete/ daß seine eigene Asche nach
seinem Tode in eben dasselbige Grab sollte
beygesetzt werden/ damit sie zugleich mit der
Asche seines lieben Herrns ruhen möchte.
Jedes Jahr/ so bald der Frühling herbey
kam/ hatte Sophronimus, voller Ungedult
ihn bald wieder bey sich zu sehen/ seine Augen
ohne Unterlaß nach dem Ufer des Meers ge-
richtet/ damit er das Schiff seines Aristo-
noi, welches um diese Jahres-Zeit anzulan-
gen pflegte/ bald erblicken möchte. Jedes
Jahr hatte er das Vergnügen/ das ihm so
angenehme Schiff von ferne / mitten unter
den bitteren Meeres-Wellen/ heran nahen zu
sehen;

sehen; und die Ankunfft dieses Schiffs erfreuete ihn unendlich mehr/ als alle Annehmlichkeiten der zur Frühlingszeit wieder von neuen zu leben anhebenden Natur/ nach der Strenge des rauhen und grimmigen Winters.

Ein Jahr wollte dieses höchst-gewünschte Schiff nicht/ wie sonst gewöhnlich/ zu dieser Zeit ankommen. Sophronimus weinete bitterlich; die Traurigkeit und Furcht konnte man an seinem Gesichte gleichsam lesen/ der angenehme Schlass flohe fern von seinen Augen/ die besten und wohlschmacktesten Speisen rührete er vor Herzeleid nicht einmal an. Er war unruhig/ das geringste Geräusche jagte ihm einen Schrecken ein. Er kehrete sein Gesichte stets gegen den Hafen. Er fragte alle Augenblicke: Ob man denn gar kein Schiff sähe aus Jonien kommen? Endlich sahe er eines; aber ach! zu seinem größten Schmerzen! Aristonous ware nicht darinnen; es brachte nichts als seine Aschen in einer silbernen Urna. Amphicles, ein alter Freund des Verstorbenen/ und eines gleichen Alters mit ihm/ überbrachte/ als ein getreuer Vollzieher seines letzten Willens/ voller Traurigkeit diesen

Tod:

Todten-Krug. So bald er bey Sophronimo eintrat/ vergieng allen beyden vor Behmuth die Sprache; an statt ihrer aber liessen sie ihre unterbrochene Seuffzer reden.

Sophonimus, nachdem er den Todten-Kopff geküffet/ und mit seinen Thränen ganz benetzt hatte/ brach endlich in folgende Klag-Worte aus: O mein herzgeliebtester Alter! Ihr habt das ganze Glück meines Lebens gemacht/ und aniesz verursachet ihr mir das allerbitterste Herzeleid! Ich werde euch nun nicht mehr sehen! Wie süß und angenehm würde mir doch iezo der Tod fallen/ damit ich nur zu euch kommen/ und euch in den Elyseischen Feldern dienen könnte/ allwo eure Seele des seligen Friedens auf ewig genießet/ welchen die gerechten Götter der einzigsten Tugend vorbehalten! Ihr habet in unsern Tagen die Gerechtigkeit/ die Gottesfurcht/ und die Danckbarkeit wieder in die Welt gebracht; Ihr habet in einer eisernen Zeit die Güte und Unschuld einer göldenen Zeit gewiesen. Die Götter/ ehe und bevor sie euch in der herrlichen Wohnung der Gerechten gekrönet/ haben euch hier unten ein glückseliges/

ges/ ruhiges/ und hohes Alter verliehen. Aber ach! das/ so da ewig hätte wahren sollen/ ist niemalen lang genug! Es vergehet mit alle Lust/ mich ohne euch zu erlustigen! O lieber Schatten! wann wird die Zeit kommen/ daß ich dir folgen werde? O kostbare Asche/ wo du ja noch etwas Empfinden hast/ so wirst du verhoffentlich die Lust und Ergößlichkeit empfinden/ mit der Asche des Alcini vermischet zu seyn! Auch die meinige wird sich dereinst mit euch beyden vermengen! In Erwartung dessen wird mein einziger Trost seyn/ diese Überbleibsale desjenigen/ so ich am meisten in der Welt geliebet/ wohl zu verwahren. O Aristonoe! Nein/ ihr werdet nicht sterben/ sondern allezeit in dem innersten meines Herzens leben! Ehender will ich mich selber vergessen/ und nichts von mir mehr wissen/ ehe ich diesen so lebenswürdigen Mann/ welcher mich so sehr geliebet hat/ welcher die Tugend so sehr liebete/ welchem ich alles in der Welt zu dancken/ vergessen/ und aus meinem Gemüthe lassen werde!

Nachdem Sophronimus diese mit viel tieffen Seuffzern unterbrochene Worte ausgespro-

gesprochen hatte/ sagte er den Todten-Krug
 in des Alcini sein Grab. Er opfferte viele
 Schlacht-Opffer/ deren Blut die Altäre von
 einem grünen Wasen/ so um das Grab herum
 stunden/ überschwemmte. Er gosse in grosser
 Menge Wein und Milch auf das Opffer.
 Er zündete köstliche Rauchwercker an/ so aus
 dem Herzen des Orients kamen; und von
 diesem Rauch entstand gleichsam eine wohl-
 riechende Wolcke/ welche sich bis in den mitt-
 lern Theil der Luft ausbreitete. Sophro-
 nimus machte ein Gestiffte zu ewigen Zeiten/
 so darinnen bestunde/ daß alle Jahre um sel-
 bige Zeit öffentliche Trauer-Spiele/ zu Eh-
 ren des Alcini und des Aristonoi, gehalten
 werden sollten. Um diesen Spielen bezu-
 wohnen/ kamen viel Leute aus der beglückten
 und fruchtbaren Landschaft Carien/ von den
 bezauberten Ufern des Phrygischen Flusses
 Meandri, der mit so vielen Umschweiffen/ die
 er nimmt/ gleichsam zu scherzen scheint/ und
 sich anläßt/ als thäte er ungern das Land/ so
 er bewässert/ verlassen; von dem stets grü-
 nen Gestade des Flusses Gaystri; von dem
 Ufer des in seinen Wasserwogen Gold-Sand
 führenden Pactoli; aus dem von der Cerere,
 E Pome-

Pomene und Flora gleichsam um die Wette
 ausgeschmücketen Pamphilien; endlich aus
 denen grossen und weiten Cilicianischen Ebenen/
 welche/ gleichwie ein Garten/ durch die
 von dem stets mit Schnee bedeckten Gebürge
 Taurus starck herab rauschenden Bäche
 bewässert werden. Während dieser so
 solennen Festivität stimmten viel Knaben
 und Mägdlein/ welche in leinenen Röcken/
 so sie hinter sich nachschleppten/ und die an
 weisser Farbe selbst die Lilien übertraffen/
 gekleidet giengen/ verschiedene Lob- Gesänge/
 zu Ehren des Alcini und des Aristonoi an/
 indem einer ohne den andern nicht konnten
 gelobet/ noch zwey so genau mit einander
 vereinigte Männer/ auch nach ihrem Tode/
 nicht vonsammen getrennet werden.

Was noch hierbey am meisten zu ver-
 wundern gewesen/ ware/ daß seider dem er-
 sten Tage/ wie Sophronimus Wein und
 Milch auf das Opfer goß/ ein herrlich grün-
 end- und ungemein wohlriechender Myr-
 then- Baum mitten in dem Grabe entsprosse/
 welcher von Stund an in die Höhe wuchs/
 auffblühete/ und mit seinen Zweigen und
 Schatz

Schatten die beyden Todten-Töpffe bedeckete; über welches Wunder ein ieglicher ausschrye: Daß Aristonous von den Göttern zur Belohnung seiner Tugend in einen so schönen Baum seye verwandelt worden. Sophronimus war zum höchsten befließen / solchen mit seinen eigenen Händen zu begiessen / und fast wie eine Gottheit zu verehren. Dieser Baum / ohne jemalen / wie andere Bäume / durch die Länge der Zeit zu veralten und zu verdorren / erneuert sich von zehen und zehent Jahren; und die Götter haben durch solches Wunderwerck zeigen wollen: Daß die Tugend / welche ein so angenehmes Rauchwerck in dem menschlichen Andencken ist / nimmermehr vergehe!

*Sola manet Virtus, Hominum
post Funera solum.*

Die unbeglückte Jugend/

oder

Die Begebenheiten des Emandris,
und der Parmeniæ.

Unter allen Leidenschafften/ womit die Sterblichen behafftet seynd/ ist wohl die Liebe iederzeit die hefftigste und am gemeinsten gewesen. Der Ehrgeiz hat zu grossen Unternehmungen Anlaß gegeben/ und öffters erstauende Staats-Veränderungen ausgebrütet; die durch ihre eigene Unterthanen vom Throne gestoffene Könige/ die mit Feuer und Schwerdt verwüstete sonst florissanteste Reiche seynd seine Früchte. Der Ruhm zeuget die Helden; in den grösten Gefährlichkeiten bläset er einen Unverzagten Muth ein; er hebet empor/ und machet unsterblich diejenigen/ welche ihre geringe Gebühr in dem Staube der Vergessenheit zu leben verdammet. Die wütende Rache findet in dem abscheulichsten Blut- Bad eine Ergößlichkeit; die treulossten Anschläge/ welche sie

brennen; und man siehet einem Menschen bald in seiner Kindheit an/ was einstens aus ihm werden soll. Anlangende seine Person/ so war Emander von sonderbarer Annehm- und Geschicklichkeit; er sahe von Gesicht wohl aus; die Liebe zur Tugend und Weisheit strahlete gleichsam aus seinen Augen heraus; alle seine Manieren waren mit einer Liebens-würdigen Freundlichkeit begleitet. In allem seinem Thun ließ er nichts kindisches noch halsstarriges hervor blicken/ welches sonst die Eigenschafft junger Leute ist. Er war beredt/ holdselig/ mitleidig/ wenn er einen betrubten Menschen sahe/ und voller Freuden/ wenn er ihm helffen konnte. Er war von Natur bescheiden; hurtig/ ohne Ubers eilung; gravitatisch/ ohne Einbildung/ und großmüthig/ ohne eitele Ruhmsucht. Er besaß endlich alles dasjenige in Vollkommenheit/ was die Natur nur tugendhafftes und edelmüthiges in einen hohen Geist einprägen kan. Nun brauchte es bloß und allein/ solche vortreffliche Qualitäten durch eine gute Erziehung zur Ausübung zu bringen/ welches sich dann seine Eltern höchst angelegen seyn ließen. Es gieng kein Tag vorbey/ da nicht

nicht ein neuer Tugend-Eindruck in seinem Herzen alle ihre Sorgfalt reichlich vergolte. Ein so geschwinder Fortgang ist niemalen erhöret worden. Kaum hatte er das zwölffte Jahr erreicht/ so war schon die Vernunft die einzige Richtschnur seines Lebens. Zu seinen Exercitien-Meistern bekam er die allergergeschicktesten Leute/ so man nur finden konnte. Man durffte ihn nur ansehen/ so fesselte er einem das Herz/ und niemalen haben Eltern mehr Ursache gehabt/ einen Sohn zu lieben/ als es die seinigen hatten.

Die heutige Welt-Erziehung ist leider! nur darauf angesehen/ daß man den äußerlichen Schein von der Tugend bekommen möge: man lernet nur/ was zu thun sey/ um vor den Leuten als großmüthig oder tugendhafft angesehen zu seyn/ selten aber wird einem gewiesen/ wie man ein solches in der That werden möge. Ein ieder leget sich nur auffß äußerliche/ und führet die Tugend im Munde/ das Laster aber im Herzen. Wer sich nun in alle Sättel zu schicken weiß/ dencket sich der Allervollkommenste zu seyn/ und verachtet andere Leute/ die es ihm nicht nachthun können oder wollen. Keine andere/ als

diese seichte und grundlose Vollkommenheit/
 ist der iewigen Welt bekannt/ und alle ihre
 Klugheit ist endlichen nichts anders/ als
 eine pure Gleißnerey/ welche um desto ge-
 fährlichere Folgerungen nach sich ziehet/
 weil solche listige Leute gar nicht innen wer-
 den/ daß sie irren/ ja sich noch selber vor
 ehrlich und fromm halten/ weil sie nemlich
 etwas aus Gewohnheit zu thun pflegen/
 so das Ansehen der Tugend hat. Deroge-
 stalten werden sie durch diesen äußerlichen
 Schein verführet/ und ohnerachtet ihrer
 eingebildeten Scharffsinnigkeit haben sie
 nicht einen Gedanken/ wahrhaftig gut zu
 seyn. Ihr Herze weiß von keinem andern
 Vergnügen/ als daß es andere betrogen;
 so empfindet es auch deßhalber keine Schan-
 de. Solches seynd nun die sauberen
 Früchte dieses subtilen den Schein der Tu-
 gend habenden Betruges/ welchen ihnen
 ihre Aufserziehung an die Hand gegeben;
 muß man sie also hierinnfalls billig bekla-
 gen/ weil sie sich selbst am meisten betrü-
 gen/ da sie andere zu hintergehen suchen.
 Aus diesem allem aber erhellet/ daß öftters
 unter dem Deck=Mantel der Tugend/ der
 Ge-

Gerechtigkeit und der Gottesfurcht/ die abscheulichsten Laster/ Himmel-schreyende Ungerechtigkeiten/ und erschrecklichste Gottlosigkeit verübet werden.

Aber wieder auf den Emander zu kommen / so wurde selbiger nach vollendeten Studiis von seinen Eltern/ welche ihre desfalls tragende Sorgfalt bey ihm so wohl angeleget sahen/ nach verschiedenen ausländischen Höfen geschicket / damit er durch die Reisen die weise Erfahrung des Lebens/ so ihm bloß und allein noch abgienge/ desto ehender überkommen möchte/ und zwar/ unter der Anführung eines von seinen Vetteren. Da er dann Franckreich/ Engelland und Spanien gesehen/ sich überall viel vornehme Freunde gemacht/ und in obgemeldten Höfen den Ruhm eines vollkommenen Cavalliers davon getragen. Nach vollbrachten Reisen hielt er sich einige Zeit lang in einem gewissen Lande auf/ welches eine Prinzessin/ deren Nahmen man aus gewissen Ursachen verschweiget/ damalen beherrschete. So bald selbige ihn ansichtig wurde/ nahm die Liebe gegen denselbigen

gen in ihrem Herzen Platz ein / also zwar / daß sie alle nur ersinnliche Mittel anwendete / um sich seiner Segen- & Liebe zu versichern. Sie war jung und schön. Der Besitz eines solchen Herzens / wie das ihrige / schmeichelte die Eitelkeit. Ein anderer hätte hiermit alle sein Glück in der Welt gemacht. Allein das Schicksal hatte es anders über den Emander verhänget! Er mußte / noch ehe er der Prinzessin die verlangte Nacht-Visite abstatte konnte / durch einen wunderbaren Zufall die liebenswürdigste Person von der Welt zu Gesichte bekommen / und durch ihre unvergleichliche Schönheit gerühret / selbiger sein Herz zu eigen schencken.

Nest führet uns die Historie zu den Begebenheiten der Parmeniæ, weil ohne selbige die Avanturen des Emandris unvollkommen seyn würden. Denn also hieß dieser Ausbund von schönen Frauen. Selbige nun stammete von einem hohen Hause her. Das Unglück / welches allezeit der Jugend wie eine Klette anhänget / hatte sie gleichsam mit auf die Welt gebracht / indem sie als ein kleines Kind in der Wiegen bald

bald im Feuer umkommen wäre / wann sich nicht eine gutherzige Matron / welche aus einer besondern Schickung des Himmels eben darzu gekommen / aus Mitleiden gleichsam in die Glut hinein gewaget / und ihr das Leben gerettet hätte. Wie groß auch das Unglück sey / so ist doch das Verhängniß nicht in allem grausam ; es finden sich allezeit Herzen / welche sich in geheim der Unschuldigen annehmen. Diese tugendhafte Dame / weil sie ohne Kinder war / nahm die kleine Parmeniam an Tochter statt an / und erzog sie in aller Gottesfurcht und Tugend ; und weil sie wuste / daß die Jugend wie ein weiches Wachs ist / worein man drucken kan / was man will / so entfernete sie selbige von dem Getümmel der Welt und ihrer Eitelkeit. Indessen war ein allgemeiner Ruff / daß Parmenia in einer Feuers-Brunst / sammt denjenigen / welche sie auffziehen sollen / verbrannt. Über diese betrübte Zeitung wollten sich ihre Eltern / die zu selbiger Zeit abwesende waren / fast nicht zufrieden geben. Sie huben ihre mit Thränen benetzte Augen und Hände gen Himmel. Wir unglückselige
E.

Eltern! schryen sie voller Wehmuth aus;
 So haben uns denn die Götter darzu aus-
 ersehen/ um zu einem Beyspiel alles nur
 ersinnlichen Übels / welches die Sterbli-
 chen ie betreffen kan / zu dienen! So müssen
 wir denn / nachdem uns so viel Unglück be-
 reits betroffen / ehe wir noch zusammen ge-
 kommen/ aniesz den schmerzlichen Verlust
 unserer kleinen Parmeniæ, der einzigen
 Frucht unserer zärtlichen Liebe/ auf die wir
 alle unsere Hoffnung gesetzt / vernehmen /
 und noch leben! O Parmenia! liebste
 Parmenia! Wie haben die Götter / der
 Unschuld Beschüzer / zulassen können/ daß
 das grimme Feuer deine zarten Glied-
 massen verzehret/ ehe du noch einmal recht
 empfunden hast / was das Leben sey! Dies-
 se und dergleichen Klag-Worte stießen diese
 beängstigte Eltern aus / und wollten sich
 fast nicht trösten lassen. Der gerechte
 Himmel/ dessen Wege unerforschlich seynd/
 ließ diese Traurigkeit zu/ damit ihre Freu-
 de/ bey Wiedererlangung ihres lieben Kin-
 des / desto grösser wäre. Es stehe über
 Kurz oder lang/ so läset der Himmel die
 Tugend nicht unbelohnt. Zum öfftern
 neh

nehmen uns die Götter / was wir in der Welt am liebsten haben / damit sie uns hernach solches zu einer Zeit / da wirs am wenigsten gedacht / wieder zustellen können. Also geschah es auch den Eltern der Parmeniæ. Nachdem sie ganzer funffzehn Jahr den Tod ihres einzigen Kindes bedauert / bekamen sie solches recht wunderbarer Weise wieder. Adislas, ihr Vater / mußte sie selber aus den Händen eines boshafften Entführers entledigen / ohne solche zu erkennen.

Das Unglücke hatte die tugendhafte Parmenia auch in der Einsamkeit bey ihrer lieben Pfleg-Mutter nicht können unangefochten lassen. Es kamen tyrannische Liebhaber / die sie treulofer Weise entführten. Allein der gerechte Himmel / der öftters durch ganz erstaunende Wege die unbillige Handlungen der Menschen zu nichte machet / fügte es so wunderbarlich / daß Adislas eben damals um selbige Gegend jagte / welcher dann / durch ihr jämmerliches Geschrey / innerlich gerühret / auf die Räuber zurannte / den Vornehmsten

sten davon mit seinem eigenen Schwerdt durchstach / und selbigen ihre Beute wieder abjagte. Diese natürliche Großmuth des Adislas, welche ihn stets anspornete / den Armseligen zu Hülffe zu kommen / konnten nun die Götter nicht besser / als durch Wiedergebung desjenigen / so ihm in der Welt am liebsten war / belohnen.

Parmenia ward also ihren Eltern / welche sie so gar lange als todt betrauret hatten / frisch und gesund wieder zugestellt. Und hiermit wollten die Götter andeuten / daß wohl nichts in der Welt sey / welches sie nicht möglich machen könnten / und daß / was den Sterblichen / ihren ungeschränckten Gedancken nach / unmöglich scheint / ihnen nur / so zu reden / wie ein Kinderspiel vorkäme.

Drey Monat brachte die tugendhaffte Parmenia auf ihres Vatern Land: Guth ruhig und friedsam zu. Daselbst lebte sie in ihrer Einsamkeit ganz vergnügt. Ihre Tage waren ein rechtes Gewebe von Zufriedenheit und Unschuld / und ihre mit
einer

einer steten Ruhe beseligte Seele war mit nichts anders beschäftigt / als die Werke der Götter in süsse Bewunderung zu ziehen / deren Macht und Gewalt alles in der Welt ihren Augen vorbildete. Aber / o grausames Verhängniß! welches auch so gar die unschuldigste Vergnügung unterbricht! Ist wohl in diesem Jammerthal etwas beständigers zu finden / als die bloße Unbeständigkeit? Ach! daß doch die Sterblichen so blind seyn / und sich auf die Schmeicheleyen eines ungewissen Schicksaals verlassen!

Wie Parmenia vermeynte / sie säße in einem Rosen-Garten der Zufriedenheit / so fiengen sie die Dörner ihres Unglücks erst recht zu stechen an. Ihr Vater Adislas hatte bey dem Hofe des Fürstens / und hochgemeldter Prinzessin Herrn Barten / eine Charge zu verwalten. Auf Zurathen seiner Freunde nun war er längst Willens / seine Tochter dem Landes-Herrn / bey welchem er in grossen Gnaden stund / vorzustellen. Soches trug er ihr endlich vor / mit dem Bedenten / daß sie

sie es ie eher ie besser thun möchte. Parmenia ward höchst bestürzt hierüber; Sie bathe ihren Herrn Vater sehnlich/ sie damit zu verschonen/ indem ihr das Hof-
 Leben von Natur zuwider sey. Wann er damalen nach der Vernunft gehandelt hätte/ sollte er ihr den freyen Willen lassen haben/ als er gesehen/ daß ihr Begehren nicht wider die Tugend lauffe; allein wir thun nicht allemal/ was wir sollten/ und seynd so vielen Schwachheiten unterworfen/ daß es schwer hergehet/ sich nicht bißweilen zu vergessen. Adislas bestund also fest darauf/ daß Parmenia seinen Willen vollziehen sollte/ welche dann auch als ein gehorsames Kind sich nicht widersetzen wollte/ und sich dannenhero dazu bequemetete. Was ihr aber dieses vor Herzeleid verursachet/ ist unbeschreiblich. Es schiene/ als hätten die ihr das selbst vorstehende Trübsaalen und Befolgungen ihr recht geschwanet. Sie vergoß einen Bach von Thränen. Sie bedauerte ihre angenehme Einsamkeit/ das Ebenbild ihres so still und friedsam zugebrachten Lebens. Was vor eine Veränderung

derung der Götter/ schreye sie zuweilen aus/
 ist das vor mich! So soll ich dann noch
 lernen eine Schmarozerin und Hof-Lüg-
 nerin abzugeben! So soll ich dann die tu-
 gendhaffte Aufrichtigkeit/ worinn ich auff-
 erzogen worden/ schlechter Dings able-
 gen! Wie wird sich mein Herze wohl zu
 der verschmitzten Arglistigkeit in Worten
 und Thaten schicken können? Wo bleibt
 meine alte Gemüths-Ruhe? meine vorige
 unschuldige Vergnügung? An statt je-
 ner weisen und sittsamen Tugend/ die ich
 an meiner lieben Pfleg-Mutter/ welcher ich
 durch die gute Erziehung/ so sie mir gege-
 ben/ das rechte Leben zu danken/ hervor-
 leuchten gesehen/ werde ich nur den blossen
 Schatten davon zu Gesichte bekommen!
 An allen Orten wird mich das Getäm-
 mel und Geschrey der Leute aus meiner
 süßen angewöhnten Zufriedenheit bringen!
 Hilff Himmel! wie soll ich dann leben mit-
 ten unter einer Welt/ deren Sitten bloß
 und allein eine Kette von Unverschämtheit/
 von Verräthereyen/ von Lastern/ und von
 Scheinheiligkeiten seynd!

D

Die

Dieses waren die billigen Klage-Lieder der tugendseligen Parmeniæ, welche leidet! nur allzu sehr eingetroffen. Sie ward dem Fürsten vorgestellt. Selbiger begehrete von ihrem Vater/ daß er sie zu Hofe/ bey seiner Prinzessin Tochter/ lassen möchte. Adislas durffte diese Gnaden-Bezeugung seinem Herrn nicht abschlagen. Derogestalt mußte Parmenia das ihr so bittere Hof-Leben antreten. Ihre ungemeyne Schönheit zog ihr so fort eine grosse Menge Liebhaber auf den Hals/ welche sie alle mit Bescheidenheit abwies.

Inmittelft gieng der regierende Fürst mit Tode ab. Ihm folgete die Prinzessin/ seine älteste Tochter/ in dem Regiment nach. Adislas wollte hierauf seine Tochter wieder nach Hause nehmen; die Prinzessin aber schlug ihm solches ab/ und ersuchte ihn/ sie noch länger bey ihr zu lassen/ mit der Versicherung/ daß sie vor selbige/ wie vor ihren eigenen Leib/ Sorge tragen wollte. O wie theuer ist diese sonderbare Freundschaft der Prinzessin hernachmals der Parmeniæ zu stehen
 kom

Kommen! Den Anfang zu ihrem ganzen Unglücke machte eine unglückselige der Prinzessin angebohrne Neigung zur Liebe. Unter denen Cavallieren/ welche die schöne Parmeniam bedienten/ befand sich nemlich einer/ Namens Meriantes, der seiner Meriten halber ihrer Gegen-Liebe wohl würdig war; Auf denselbigen nun hatte die Prinzessin ihre Augen geworffen/ und ohnerachtet ihres hohen Standes konnte sie sich nicht entbrechen/ ihm ihre ganze Schwachheit zu entdecken.

Die Liebe machet ihre Anhänger entweder treulos/ oder unglückselig. Um das erstere zu vermeiden/ wollte Meriantes lieber das letztere ergreifen; Zu dem Ende er sich fürnahm/ eher zu sterben/ als von der Parmenia abzulassen. Ob sich nun schon selbige erklärte/ daß sie der Liebe noch nicht fähig seye/ und er also bey ihr solche zur Zeit nur einstellen möchte/ woserne er nicht an seinem und ihrem unvermeidlichen Untergange Ursache seyn wollte; Ja ob ihn gleich die Prinzessin mit Gnadens-Bezeugungen ganz überhäuff-

häuffte/ auch so gar sich erbothe/ ihn dermaleinst zu heyrathen/ im Fall er sich zu ihrer Liebe entschliessen könnte/ so war doch alles bey ihm in die Luft geredet.

Indessen ward die Königin seiner gegen Parmenien tragenden Liebe innen; worauf sie allen ihren Wuth nur gegen diese unschuldige Schönheit ausgoß. Die unglückselige Liebhaber lassen sich insgemein eine erschreckliche Eysersucht einnehmen/ so bald sie nur eine ihnen vorgezogene Person zu Gesichte bekommen. Solche jalousse Gemüths-Zerrüttungen führen mit sich einen halsstarrigen Widerwillen/ der einen zu allem capabel macht. Diese eysersüchtige Menschen seynd also nothwendig boshafftig und grausam/ und wissen sich in den folgenden Zeiten über die ihnen erzeugte Gleichgültigkeit wohl zu rächen. Allein/ was wahrhafftig großmüthige Seelen seynd/ die haben ihren Sinn vor sich/ und können sich in ihren Leidenschafften regieren. Im Fall sie auch im ersten Augenblick/ davon sie nicht Meister seyn/ denen andern in etwas gleich scheinen sollten/

ten / so bringet sie doch ein herrschender
Tugend-Einfluß wieder zu ihren vorigen
edelmüthigen Gedanken / wovon sie in der
ersten Hitze abgegangen.

Unter vielen Befränkungen / welche die
von Eifersucht brennende Prinzessin der
armen Parmeniæ anthat / war nicht die
geringste / daß sie ihr einen verhaßten
Liebhaber / Nahmens Tormez, auff-
dringen wollte / ja mit diesem noch nicht
vergnügt seyende / selbige durch vier ma-
squirte bewaffnete Männer als eine Ubel-
thäterin auf dem Schlosse wegnehmen /
und in ein Gefängniß werffen liesse. A-
dislas, ihr Vater / der durch eine wunder-
bare Schickung des Himmels eben dazu
kam / wie man seine Tochter wegführete /
und nichts gutes daraus argwohnete /
eilte mit entblößten Degen auf diese vier
masquirte zu / vor großem Eysen aber
fiel der unglückselige Adislas auf die Er-
den / und stach sich sein eigen Gewehr in sei-
nen Leib / also zwar / daß er seinen Geist
darüber auffgeben mußte.

Sein Tod ward der ohne dem trostlo-
 sen Parmeniae lange Zeit verborgen ge-
 halten; endlich erfuhr sie solchen unver-
 hofft. O Himmel! was gab diese be-
 trübte Nachricht ihrem ohnmächtigen Her-
 zen vor einen Stich! Der Schmerz machte
 ihr solches ganz welckende. Ihre Augen
 wurden zwey Thränen-Quellen/ so gar nicht
 trocknen wollten. Der sanffte Schlaf/ wel-
 cher denen größten Beschwerden einen An-
 stand gibt/ flohe weit von ihnen. Die
 Hoffnung/ so das Leben des menschlichen
 Herzens ist/ war nunmehr in ihr verlo-
 schen. Alles/ ja das Tages-Licht selbst/
 wurde ihr verhaßt. Ihre Seele verlangte
 nichts anders/ als sterben/ und in die ewi-
 ge Nacht des finstern Plutonischen Rei-
 ches sich zu verstecken. Sie that nichts/
 als seuffzen und ächzen; dann und wann
 hörte man sie mit heiserer Stimme diese
 Worte aussprechen: O Adislas, mein
 Vater! mein allerliebster Vater! soll ich
 euch dann niemals wiedersehen? Soll ich
 denjenigen nicht mehr umarmen/ der mich
 so herzlich liebte/ der mir mein Leben ge-
 geben/ und das seinige vor mich auffgese-
 set

bet hat? Soll ich denjenigen Mund nie-
 malen wieder reden hören/ aus dem so
 viel Weisheit flosse? Werde ich niemals
 die Hände/ die lieben Hände/ wieder küs-
 sen/ welche mich mit Wohlthaten ganz
 überschüttet? O ihr Götter! Ist es mög-
 lich/ daß nun kein Adislas mehr vor mich
 da ist? Aber kommet mir dessen Abgang
 nicht nur im Traume vor? Nein/ nein/ es
 ist mehr/ als allzu wahr! Ach/ Adislas,
 mein Vater/ ihr seyd nicht mehr verhan-
 den! ich habe euch verlohren! und muß eu-
 ren schmerzlichen Abgang noch überleben!
 Kaum hatte sie diese herzbrechende Worte
 ausgeredet/ so fiel sie in eine Ohnmacht/
 und verlohr ihre Sprache; die blasse Tod-
 ten-Farbe sahe man würcklich an ihren
 Wangen. In diesem Zustande nun ward
 sie auf Befehl der Prinzessin aus dem Ges-
 fängniß wieder ins Schloß getragen. Ih-
 re Kranckheit nahm ie mehr und mehr über-
 hand. Man thate alle Mittel/ so nur zu
 erdencken waren/ um sie zu curiren. Un-
 ter andern ließ man ihr auch zur Ader ei-
 nes Morgens/ da sie denn eine Stunde
 darauf aus Mattigkeit einschlieffe. Weil
 D 4 sie

sie sich aber etwan zu sehr muste bewegt haben / so gieng die Alder auf / und sie verlohre fast alle ihr Blut. Das Schicksal scheinete alle seine Rache gegen die Unglücks-seligen auszugieffen. Indem also Parmenia sich in ihrem Blute welschete / trat ihr Tod-Feind / der Tormez, welcher von ihrem Zustand Nachricht eingezoget / sammt etlichen vermalquirten Personen / in das Zimmer / allwo sie lage / und weil nur schwache Weibes-Personen um und bey ihr waren / so ließ er sie / nachdem er ihre Wunden verbinden lassen / mehr todt als lebendig von dar weg tragen / und auf eines von seinen ohnweit davon gelegenen Schössern bringen. Der Himmel wollte / daß sie zu noch mehrerem Unglücke auffkommen muste; dahingegen Meriantes, ihr unglückseliger Liebhaber / über den eingebildeten Verlust seiner geliebten Parmenia sich zu todte grämte. Dieses alles waren die Früchte von der unzeitigen Eysersucht der Prinzessin.

Zwey Jahr und noch drüber schmachtete Parmenia in der fast unerträglichen Sclaverey

verey des Tormez, ihres Tyrannischen
 Liebhabers. Sie war ihres Lebens recht
 satt und müde. Tag und Nacht brachte sie
 in Thränen zu. Sie sehnte sich einzig und
 allein nach dem Tode/ welcher ihrer Mar-
 ter einmal ein Ende schaffen sollte. Doch
 der Himmel/ der sie schon so offte aus al-
 len Gefährlichkeiten erlöset hatte/ wollte
 sie auch in dieser nicht stecken lassen. Die
 Tugend und die Unschuld können auf eine
 Zeit lang wohl gedrückt/ aber nicht ganz
 untergedrückt werden. Die Götter dul-
 den die Gottlosen nur zu ihrer grösseren
 Beschämung; sie geben den Unschuldigen
 selbst Mittel in die Hände/ womit sie sich
 aus der Ungerechtigkeit helfen können.
 Parmeniæ Jammer-voller Zustand gieng
 dem Sohn ihres Kercker-Meisters dermas-
 sen zu Herzen/ daß er sich endlich fürnahm/
 sie aus den Händen dieses Unmenschen zu
 erretten. Der Himmel segnete auch sein
 großmüthiges Beginnen mit einem glück-
 lichen Ausgange. Was tugendhafte Her-
 zen seynd/ die erweisen denen Armseligen
 Gutes/ ohne Absicht einiger Erkännlich-
 keit/ so sie von denen Göttern allein er-

warten / und lassen sich / nebst der ihnen vor-
 behaltenen Belohnung / an der süßen Zu-
 friedenheit begnügen / die ihnen ihre Zu-
 gend mittheilet. Kaum hatte Tormez
 von der Flucht der Parmeniæ Nachricht
 eingezogen / als er seine vorige gegen sie
 getragene Liebe in einen unverföhnlichen
 Haß verwandelte / und auf nichts anders
 richtete und trachtete / als wie er sein Mü-
 thel in ihrem Blute fühlen möchte. Treu-
 lose und auf eines andern Untergang sinn-
 de Menschen dencken nicht / daß ein Him-
 mel über ihnen ist / der ihnen selber ein En-
 de mit Schrecken / welches eine würdige
 Züchtigung ihrer Laster ist / zubereitet.
 Der unsinnige Tormez ward in seiner
 Raserey / als er der tugendhaften Parme-
 niæ nachsetzte / in einem dicken Gebüsch
 von einem wilden Thiere zerrissen / und sei-
 ne Seele fuhr in denjenigen entseßlichen
 Ort / welchen die gerechten Götter den un-
 tugendhaften Menschen bereitet haben.

Die Begierde zur Rache ist der wesent-
 liche Character jener ruchlosen Gemüther /
 welche in ihren Begierden ersoffen soyn-
 die

Die Ehrlichkeit und Tugend / welche sie in den Schrancken der Billigkeit hätten erhalten sollen / setzen sie beyseits / und geben ihrer rasenden Unsinnigkeit bloß und allein Platz. Wann nun die Götter / der Tugend Beschirmer / ihnen wider all ihre Verhoffen die Gelegenheit hierzu benehmen / so ist die Verzweiffelung / in welche sie gerathen / ein Überbleibsal ihrer viehischen Leidenschaft / und selbiger ähnlich. Wofern sie auch eine Neue ankommen sollte / so geschiehet solches bloß aus Verdruß / daß sie nicht / wie sie gewollt / ihre Bosheit ausüben können. Sie kehren sich im geringsten nicht an den stets nagenden Gewissens-Wurm. Die Übermaß ihrer betrogenen Passion bringet sie zu der alleräußersten Rachgierigkeit und Wütherey / wider das ihnen entführte Objectum. Sammt diesem hassen sie zugleich die Götter / ja so gar verfluchen sie sich selber. O Himmel! zu was ist ein lasterhafter Mensch nicht geschickt / der sich von dem Sortgang einnehmen lässet!

Nachdem also Parmenia ihre Freyheit recht wunderbarlich wieder bekommen /
war

war sie auf Mittel und Wege bedacht/ wie sie mit guter Manier aus diesem so fatalen Lande kommen möchte. Und weil sie die Bosheit und Arglist der Welt zur Genüge erfahren hatte/ so beschloß sie bey sich/ selbiger gänzlich gute Nacht zu geben/ und in einer Einöde/ in Manns-Kleidern angethan/ ihre noch übrige Unglücks-volle Lebens-Zeit zuzubringen. Die Furchtsamkeit/ welche sonst dem weiblichen Geschlecht angebohren/ und unter allen ihren Gemüths-Neigungen die stärkste ist/ konnte bey einem so großmüthigen Herzen/ welches sich die Tugend zu ihrem Eigenthum erkieset/ im geringsten nicht statt finden.

Unglückselige Parmenia! schrye sie einstens mit weinenden Augen aus/ als sie alle ihr ausgestandenes Elend bey sich überlegte/ und vor dem/ was sie noch künfftig zu gewarten hätte/ in Sorgen stunde; Unglückselige Parmenia! kaum hast du angefangen zu leben/ als dir dein Leben schon zur Last worden! das Verhängniß zwinget dich zu fliehen/ um den
Über-

Ueberrest dieses höchst-armseligen Lebens
in entsetzlichen Sünden zuzubringen/ und/
o Himmel! deine noch übrige Tage in der
Irre herum zu gehen! du trägest deinen
Unstern mit dir/ bis in die stillesten Gegenden/
worinn man/ dem Ansehen nach/ vor
allen widrigen Zufällen des Schicksals
versichert seyn sollte. Bey Aussprechung
dieser Worte ward ihr das Herze ganz
schwer/ also zwar/ daß sie kaum Athem
schöpfen konnte. Sie machte sich vornen
ihre Kleider auf/ um ihren Seuffzern freyen
Platz zu geben. In diesem Zustand
nun ward sie von dreyen Manns-Personen
zu Pferde überraschet; hierunter be-
fand sich einer/ der sehr prächtig geklei-
det/ ja gar offtgemeldter Prinzessin leiblich-
er Bruder war/ und von seinen Reisen/
so er an verschiedene ausländische Höfe
gethan hatte/ zurück kam. Wie er nun
diese unglückliche Schöne also ansichtig
wurde/ warff er so fort eine unreine Liebe
zu ihr. Anfangs redete er sie mit den ver-
bindlichsten Worten an/ und bathe sie
instandigst/ ihm Gesellschaft zu leisten.
Nachdem er aber eine abschlägige Ant-
wort

wort von ihr bekommen / nahm er sie / ohne
 achtet ihres Flehens und Schreyens /
 mit Gewalt auf sein Pferd / ließ ihr an-
 dere Kleider reichen / und brachte sie in
 eines von seinen Lust-Häusern. Sein
 Absehen war / wenn er bey ihr in der Stü-
 te nichts ausrichten könnte / daß er sie
 nothzüchtigen wollte. Wer aber nur ein-
 mal schon das Laster hasset / dem mögen
 böse Menschen zusehen / wie sie wollen /
 um ihn darzu zu bewegen / es ist alles
 umsonst. Der Himmel ist viel zu gerecht /
 daß er zulassen sollte / daß die Keuschheit
 und Reinigkeit von unzüchtigen Leuten be-
 flecket werde.

Ganzer sechs Monat mußte Parmenia
 fast täglich die ungestümmen Liebes-
 Erklärungen des Prinzen anhören. Und es war
 eines Tages fast an dem / daß er ihrer
 Ehre einen Schandfleck anhängen woll-
 te / als die gerechte Götter es so wun-
 derlich schickten / daß Emander selbigen
 Tages mit einem guten Freund spazieren
 gieng / und bey einfallenden Regen-
 Wetter in dieses Lust-Haus eintrate / und zwar
 eben

eben um denselbigen Augenblick/ wie die unschuldige Parmenia den gerechten Himmel mit Thränen/ um Hülffe und Rettung aus den Händen dieses Ehren-Schänders/ inbrünstig anflehete.

Solche Unbilligkeit nun konnte der großmüthige Emander unmöglich ungerochen lassen; er entblößete also sein Gewehr/ und eilte in das Zimmer hinein: Halt still/ schrye er aus/ den Prinzen meynende: Halt still/ du ehrvergessener Mensch! der du nicht werth bist/ daß dich das helle Tageslicht bescheine/ und bezahle mit allem deinem Blute die Thränen/ welche du dieser unvergleichlichen Schönheit auspressst! Der Prinz/ voller Erstaunung/ setzte sich zwar zur Gegenwehr/ allein er fiel von einem tödtlichen Stoß/ den ihm Emander gab/ zur Erden/ mit einem entsetzlichen Geschrey/ und verlohr alsobald Sprache und Verstand. So bald selbiger die schöne Parmenia recht ansichtig wurde/ fesselte ihre Annehmlichkeit ihm sein Herze dermassen/ daß er nicht mehr sein war. Er warff sich ihr zun Füßen/ und
reich:

reichte ihr seinen annoch blutigen Degen dar / wobey er sich dieser Worte gebrauchte: So billig/ Madame, auch die Straffe desjenigen sey / der euere Ehre verlesen wollte; nichts desto weniger / im Fall ihr ihn etwan bedauern solltet / so habet ihr hier / womit ihr ihn rächen könnet. Da ist meine Brust! durchstosset solche mit diesem kalten Eysen. Wosern ihr ihn aber würcklich also hasset / wie ich aus euerer äusserlichen Gestalt geurtheilet / so machet euch geschwinde aus einem Orte fort / allwo ihr nichts als alles übels zu befahren habt. Ich bin erböthig / euch in ein ohnweit von hier gelegenes Haus zu bringen / so meinem guten Freunde gehörig; daselbst könnet ihr nach Belieben verbleiben. Folget mir / Madame! und seyd versichert auf meine Ehre / daß ich eure Anreizungen allezeit in tieffster Demuth veneriren / und im geringsten nicht zugeben werde / daß selbigen das geringste Leids wiederfahre. Ja mein heldenmüthiger Erlöser / versetzte ihm Parmenia, ich will euch folgen. So viel Großmuth und Tapfferkeit / welche euch die Götter verliehen / müssen ohnfehlbar

bar mit der Tugend vergesellschaftet seyn.
So gehen wir dann von hier; ich überlasse
mich gänzlich eurerer Aufführung.

Nach diesen Worten stand sie auf/ und
reichte dem Emandri ihre Hand/ welcher
sie alsobald in das bestellte Haus brachte/
und prächtig einlogirte. Seine zu ihr tra-
gende Ehrerbietung war so groß/ daß er
ihr nicht einmal mit seiner Liebes- Erklä-
rung beschwerlich fallen wollte. Untu-
gendhafte Leute folgen nur blindlings ih-
ren Neigungen: Sie vergessen alles/ bloß
und allein um sich zu vergnügen. Allein
ein tugendhafter Mann heget/ ohngeach-
tet seiner herrschenden Leidenschaft/ noch
einige Empfindlichkeit gegen andere Leute/
und diese Empfindlichkeit ziehet ihn auf.
Er zwinget seine Begierden auf einige Zeit
zu weichen; und dieser Zwang/ den man sich
in der Liebe anthut/ ist der höchste Grad
der Großmürhigkeit und Tugend eines
Menschen/ wann nemlich hierunter kein
Hochmuth steckt.

Durch diese genereuse Aufführung
machte sich Einander bey der Parmenia
E so

so beliebt/ daß sie ihm endlich nicht ihr Herze
 versagen konnte. Die Tugend verbietet
 die Liebe nicht/ welche aus Danckbarkeit
 geschieht. So hebet auch die Liebe bey
 edeln Seelen keinesweges die Großmuth
 auf/ welches eine Würckung ihrer Tugend
 ist/ die ihnen vormahlet/ was sie andern
 schuldig. Derjenige/ so niemalen geliebet/
 hat gelebet/ ohne solches zu empfinden;
 Seine Lebens-Tage seynd nichts anders/
 als ein Gewebe von gleichgültigen Bewe-
 gungen. Er kennet nicht den Vorzug/
 welchen er vor andern Geschöpfen hat;
 ihm ist das edelste Theil seiner selbst unbe-
 wußt. Das Herze/ das kostbare Geschen-
 ke der Götter/ ist ein Schatz/ dessen Werth
 ihm entfällt. Er befindet sich gleichsam
 mitten unter den Gütern/ ohne solcher
 zu genießen/ weil er nicht einmal weiß/ daß
 er sie besizet. O! ein wahrhafftig unglück-
 seliger Mensch/ welcher dahin stirbet/ ohne
 das/ was er war/ eigentlich empfunden zu
 haben.

Parmenia konnte die Großmüthigkeit
 des verliebten Emandris nicht besser / als
 mit

mit Gegen-Liebe vergelten. Demnach verlobeten sie sich beyde mit einander / und schwuren sich einer dem andern / auf ewig treu zu verbleiben. Emander, um den hinterlistigen Liebes-Fallstricken der Prinzessin / (als welche von allem dem / was mit ihrem Bruder / welcher von seiner gefährlichen Wunde glücklich geheilet worden / vorgegangen / Nachricht eingezogen /) zu entgehen / und zu mehrerer Sicherheit seiner geliebten Parmenix, zoge mit ihr bey Nacht-Zeit aus diesem so fatalen Lande. Das Herbe ist ein blinder Wegweiser / so alles / was seinen Leidenschafften hinderlich / aus dem Wege räumet. Die größten Schwürigkeiten feuern es vielmehr an / und das Schicksal selbst / dem es gleichsam Troß zu bieten scheint / wird öffters müde / ihm zu schaden.

Emander durffte es nicht wagen / nach Deutschland in seine Heymath zu ziehen / aus Beysonge / er möchte von der Prinzessin ausgekundschaftet werden; dahero nahm er seinen Weg nacher Franckreich / allwo er etliche Jahre mit seiner Parmenia höchst

vergnügt zubrachte. Ohnerachtet ihres bekümmerten Zustandes / indem sie ganz mittel-loß sich befanden / waren sie in ihrer Tugend weit glückseliger / als viele Reichen mit allen ihren Schätzen / so ihre Herzen an selbige hängen. Diejenigen / welche niemals etwas ausgestanden / die wissen auch nichts. Sie kennen weder Gutes noch Böses; sie kennen die Menschen nicht; ja sich selbst kennen sie nicht. Wie glückselig seynd doch diejenigen / denen sich die Tugend in ihrer völligen Schönheit zeigt. Kan man wohl solche sehen / ohne sie zu lieben? Kan man sie wohl lieben / ohne glückselig zu seyn? Und gesetzt auch / daß es einem tugendhaften Menschen allezeit verkehrt gehe / so ist doch sein gutes Gewissen ihm ein stetes Wohlleben. Dahingegen ein Untugendhafter bey allem seinem Glücke doppelt unglückselig ist / weil er niemals die Vergnügung schmäcket / Gutes zu thun / noch die Annehmlichkeit der reinen Tugend empfindet. Sein Unglück mehret sich von Tag zu Tage; er rennet Sporenstreichs in sein Verderben / und der Himmel machet sich schon fertig / durch
ewi-

ewige Bestrafung ihn zu Schanden zu machen!

Doch die Götter wollten die Tugend des Emandris und der Parmenix erst recht auf die Probe stellen: Sie verhängten es also / daß Emander eine Reise nach seinem Vaterland thate / Willens / seine daselbst befindliche Güter zu verkauffen / und sich gänzlich hernachmalen von der Welt abzuziehen / und von den undanckbaren und betrüglichen Menschen zu entfernen. Beym Abschied-nehmen waren diese zwey verbundene Herzen so betrübt und Trauer-voll / als ob es ihnen gleichsam geschwanet hätte / daß sie einander in dieser Zeitlichkeit niemals mehr sehen würden! Ihre häufig-vergossene Thränen waren die unbetrügliche Vorbothen ihres von neuem zu gewarten habenden Unglückes. Ach! ist wohl etwas gemeiner in der Welt / als dieses? Und hat wohl einer jemalen in der verdorbenen Gesellschaft der Menschen beständige Ruhe und Sicherheit genossen?

Anfangs gieng alles wohl von statten; Emander richtete seine Sachen nach
E 3 Wunsch

Wunsch aus. Wie er aber im Begriff war/ wieder zu seiner andern Seele/ der tugends begabten Parmenia, sich zu verfügen/ und durch einen Fluß setzen thäte/ der damals sehr auffgeschwollen war/ risse ihn der ungestümme Lauff des Stroms vom Pferde herunter; und hätte er ohnfehlbar seinen Tod im Wasser finden müssen/ wann nicht/ durch eine wunderbare Schickung des Himmels/ ein Schiff voll Cavalliers und Dames/ eben wie es an dem war/ daß er unterfincken sollte/ vorbeÿ gefahren; da denn diese großmüthige Gesellschaft einige Schiffer mit Geschencken dahin vermochte/ daß sie ins Wasser sprungen/ und den unglückseligen Emandrem, mehr todt als lebendig/ mit seinen Kleidern in das Schiff schleppten. Man wendete alle mögliche Sorgfalt an/ daß man ihn wieder zu sich selber bringen möchte. Einer von diesen Cavallieren/ Namens Fermanes, nahm ihn mit sich nach seinem Lust-Hause/ allda ließ er ihn pflegen und warten/ bis er völlig wieder restituiert wurde. Inmittelst gieng Emander einstens in einem annuthigen Gebüsch spazieren/ woran ein grosser

Sars

Garten stieß / Darinn fand er eine kleine Grotte / allwo er aus Curiosität hinein trat. Nachdem er solche halb durchgestrichen / gerieth er an eine eiserne nur halb zugelehnte Thüre / welche er ohnedächtig auffmachete. Wie er nun etwas weiter fortgieng / deuchte ihm / als ob er ein großes Wehklagen und Winseln hörte. Hilf Himmel! schrye er ziemlich laut aus: Was vor einen unglückseligen Menschen muß doch das Schicksal in diese düstere Derter geführt haben? Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen / als er eine Stimme hörte / gleichsam zwischen einer Mauer / welche ihn bathe / besser herzu zu nahen. Als er nun voller Erstaunung solches gethan / berichtete ihm diese Person / daß sie eine Sclavein der Liebe des Fermanis seye / welcher sie / vor aller Welt verborgen / in dieser finsternen Höhle schon eine lange Zeit versperret hielte. Sie flehete ihn also mit tausend Seuffzern an / um alles dasjenige / was die Götter von Tugend in das Herz eines großmüthigen Mannes einpflanzen könnten / daß er sich ihrer erbarmen / und sie aus dieser Gefängniß befreyen möchte;

welches ihr Emander auch heilig versprache/die folgende Nacht zu verrichten. Derjenige/ welcher viel Unglück ausgestanden/ weiß am besten/ wie elenden Leuten zu Muth ist; daher er sich auch über eines andern Fall desto ehender erweichen lässet.

Emander kam also zu bestimmter Zeit mit einem Wind-Licht in diese Grotten; zu allem Unglück aber löschte ihm solches aus. Er wußte also nicht/ woran er war/ als er jemanden nicht weit von ihm gehen hörte/ welcher gerade auf ihn zustieß/ und endlich/nach einem grossen Geschrey/ Handgemein mit ihm wurde. Wer bist du/ böser Mensch? also redte dieser den Emandrem an; der dann an seiner Stimme wahrnahm/ daß es Fermanes selbst sey; worauf er ihm zur Antwort gab: Ich bin der Emander. Was? schreye der andere aus: Emander! so ist das der Dank vor die erzeugte Gutthaten/ daß ihr hieher kommet/ mir mein Liebstes in der Welt zu entführen? O Unmensch! Wie ihm nun selbter hierauf die ganze Beschaffenheit der Sachen erzählte/ so besann er sich in etwas/ und

und sprach: Emander! wir wollen anderswo entscheiden/ ob ich Recht oder Unrecht habe/ folget mir nur. Sie giengen also beyde aus der Grotte in den Garten/ allwo Fermanes in diese Worte ausbrach: Ich sehe euch vor einen Mann an/ der Herz hat; wartet mir allhier/ ich will hingehen/ und zwey Degen holen/ damit wir uns zusammen schlagen. Die Schmach/ so ihr mir anthut/ und eure Undanckbarkeit/ können nicht anders als durch Blut gerächet werden. Gehet/ versetzte ihm Emander, ich will euer schon warten/ weil ihr es also verlanget. Dencket aber hierbey/ daß ich solches gegen euch/ als meinen Wohlthäter/ ungern thue/ und ihr mich dazu selbst forciret.

Nach diesem brachte Fermanes zwey Degen/ und reichte solche dem Emandri dar/ um sich daraus einen zu erwählen. O! die Waffen seynd gleich/ sprach dieser/ und die Courage allein machet hierinnsfalls den Unterscheid. Was diß betrifft/ versetzte Fermanes, werden wir wohl einander beyde nichts vorzurücken haben; überdiß aber stehen die Gerechtigkeit und

Billigkeit noch auf meiner Seiten. Und auf der meinigen die Götter/ replicirte Emander, welche nicht vor gut sprechen können/ daß ihr eine Unglückselige in der Slaveren auffhalten thut. Unter diesen Reden kamen sie aus dem Garten heraus/ und hielten an einem Ort stille/ wo der Mond am hellsten schiene. Nicht weit davon lag ein Schloß; daselbst nun gieng das Gefechterecht hefftig an. Anfangs wollte Emander den Fermanem verschonen/ und thate nur dessen Stöße auspariren. Nachdem er aber etliche Wunden bereits empfangen/ und schon sehr matt zu werden anfieng/ auch viel Blut verlohr/ ward er desperat, und gab selbigem einen tödtlichen Stoß/ daß er übern Hauffen fiel/ welches ihm selbst auch den Augenblick darauf wiederfuhr. Eine Dame/ welche vor grosser Hitze selbige Nacht nicht schlaffen können/ und das Getöse und Klingen ihrer Degen gehört hatte/ weckete ihre Leute auf/ um zu sehen/ was da wäre; welche dann unsere zwey Duellanten auf der Erden liegende antraffen/ wie sie schon begunten mit dem Tode zu ringen; worauf sie selbige

bige in das Schloß trugen/ und in ein Zimmer legten/ allwo man ihre Wunden verband/ und sie wieder zu sich selber brachte.

Zumittelst kam diese Dame/ sie zu besuchen. Aber/ wie erschreckte sie/ als sie den Fermanem erblickte/ welchen sie liebte/ und mit dem sie sich verlobet hatte. Sie gosse allen ihren Haß gegen den Emandrem aus/ welcher auch schlecht gepfleget wurde/ dahingegen sie vor jenen all ihr mögliches that/ um ihm bald wieder zur Gesundheit zu verhelffen; welche auch/ nach vielen adhibirten Hülfss-Mitteln/ in kurzem erfolgte. So dann war er auf Mittel bedacht/ wie er des Emandris am besten loß werden möchte/ damit nicht etwa selbige Dame/ die er wegen ihres grossen Vermögens zu heyrathen gesonnen/ die wahre Ursache ihrer Schlägererey von ihm erführe. Solchen öffentlich zu ermorden hielt er nicht vor rathsam; dahero er sich an einen seiner Verwandten/ der ein Officier zur See/ und eben auf seiner Abreise begriffen war/ um eine Galeone zu commandiren/ adressirte/ und ihm einbildete/

ob

ob wäre seine Schwester in den Emandrem, welchen man als einen Landläuffer aus der Wassers-Noth errettet hätte/ so hefftig verliebet/ daß man besorgen müste/ sie möchte ihn gar zur Ehe nehmen; wodurch denn alles Vermögen einem Fremden in die Hände gespielt werden/ und derogestalten der ganzen Familie groß Unrecht daraus zu wachsen würde. Um nun dieses alles zu vermeiden/ so ersuchte er ihn/ die Anstalt zu machen/ daß er selbigen mit sich nehmen/ und in eine wüste Insel/ die kein Mensch bewohnte/ überbringen möchte; welches Bubenstücke ihm auch dieser Ehr-vergessene Schiffs-Hauptmann mit Hand und Mund versprache. Großmüthige Seelen/ welche zaghafte Thaten zu begehen unfähig/ vollstrecken alsobald/ was boshafte und treulose Gemüther so lange zu thun aufschieben/ biß sie es mit Verräthercy ausgeübet.

Demnach ward der unglückselige Emander bey Nacht-Zeit mit gewaffneter Hand aus obgedachtem Schlosse weggeführt/ und in höchster Eil nach der Galeone geschicket. Man thate ihn an einen ganz abgeson-

gesonderten Ort/ da kein Mensch mit ihm reden durffte. Nachdem man fast zwey Monat auf der See gewesen/ wurde er gezwungen/ in einen Fischer-Kahn zu treten/ auf welchem man ihn in eine wüste und wilde Insul überführte; daselbst fand er weder Hafen/ noch Handel/ noch Gastfreyheit/ noch einen Menschen/ der mit Willen allda anländete. Verzichtet allhier/ sprachen die/ so ihn ans Land setzten: Nun wolle euch der Himmel zu Hülffe kommen! O was für ein Grausen überlieff ihn damals! Er sahe/ wie sie sich wieder in den Nachen begaben/ und in geschwinder Eil die Galeone einholten/ welche er endlich auch aus dem Gesicht verlohr.

In dieser Wüsteneey blieb Emander ganz alleine/ ohne einigen Entsatz/ ohne Hoffnung/ ohne Erleichterung/ denen allerentseflichsten Schmerzen ausgesetzt. Seine Augen sahen nichts/ als hohe Berge und tieffe Klüffte. Seine Ohren hörten nichts/ als das grausame Getöse der tobenden Wellen/ welche wider die spißigen Felsen anstießen. Er gieng eine lange Zeit
her:

herum/ ohne den geringsten Fußstapffen eines Menschen anzutreffen. Bloß und allein ward er innen/ daß die Bäume eine grosse Menge ihm unbekannter Früchte trügen. In diesem betrübten Zustand/ und aus Müdigkeit von dem beschwerlichen Gehen über Berg und Thal/ blieb er etwas stehen bey einer gewissen Art von Höhlen/ so ihm von Menschen-Händen erbauet zu seyn schiene. O ihr Ufer! schrye er aus; O ihr Vorgebürge dieser Insel! O ihr wilden Thiere! O ihr rauhen Felsen! gegen euch beklage ich mich; denn sonst habe ich niemand als euch/ bey denen ich meine Klagen ausschütten kan! Euch nehme ich zu Zeugen über die mir zugefügte Unbilligkeit! Ihr habet mich aufgenommen/ da die bösen Menschen mich nicht mehr unter sich leiden wollten/ und beschämet solche also an Barmherzigkeit/ welche unter ihnen ganz erloschen ist! Der Echo scheint über mein Elend Mitleiden zu tragen/ weil er so oft meine Seuffzer durch den Nachschall wiederholet! O meine geliebteste Parmenia, die ich nicht mehr wiedersehen werde/ wie blutet

tet mir mein Herze/ wann ich an dich ges
Dencke!

Raum hatte Emander diese Klagen aus
geschüttet/ als ihm ein heßliches und un-
gestaltetes Weibsbild/ so zwey Kinder mit
ihren Brüsten säugete/ vor Augen kam.
Selbige stund anfangs in Furchten/ als sie
einen Menschen sahe/ der von ihres glei-
chen ganz unterschieden war. Sie setzte
ihre beyde Kinder auf die Erden/ richtete
sich auf/ und redte ihn in einer fremden
ihm ganz unbekanntem Sprache an. E-
mander that seines Orts all mögliches/
um ihr zu verstehen zu geben/ daß er im
geringsten nicht gesinnet seye/ ihr etwas zu
Leyde zu thun. Hierauf begab sie sich in
ihre Höhle/ legte ihre zwey Kinder in einen
Binsen-Korb/ nahm solche auf ihre Schul-
tern/ bewaffnete sich mit einem Bogen und
etlichen Pfeilen/ und gab ihm endlich ein
Zeichen/ ihr nachzufolgen. Dieses ge-
schah aber mit einer solchen Manier/
daß er daraus nichts Böses argwohnen
konnte.

Er gieng also mit ihr fort; denn was
hätte ihm sein Widerstreben geholffen?
Konnt

Konnte er wohl sonsten aus diesen Oertern entkommen? Sie ließ ihn durch mehr als zwanzig Abgründe streichen / über welche sie mit einer solchen Geschwindigkeit kam / daß er sich recht verwundern mußte; ihr aber ein solches nicht nachthun konnte. Nachdem sie also fast eine halbe Stunde gegangen / kamen sie endlich in ein grosses ebenes Feld / woselbsten eine unbeschreibliche Menge wilder Menschen / so wohl männ- als weiblichen Geschlechts / um eine grosse unförmliche Statua, welche den Tod vorstellete / herum sprungen. In der einen Hand hielt dieses Bild eine Welt = Kugel / und in der andern einen Scepter. Emander ward recht erstaunet über die grosse Freude / so diese Wilden rings um dasselbige bezeugten / welches sonst anderen Menschen nichts als Traurigkeit verursachet hätte. Wie ihn die Wilden erblickten / kam ihnen seine Leibes = Gestalt / die der ihrigen ganz unähnlich / (denn sie waren dick und klein / auch sehr ungestalt / und bis zur Helffte des Leibes mit allerhand wilden Thier = Fellen bekleidet /) gar seltsam und ungewöhnlich vor. Sie verliessen so gleich ihre

ihre Statua, und lieffen hauffenweise um ihn herum. Das Weib/ so ihn zu sie geführet/ gab ihnen ein Zeichen/ stille zu schweigen/ und berichtete sie in ihrer Mutter-Sprache/ wie sie ihn auf eine so wunderbare Weise angetroffen hätte. Ihr Mann war mit unter den tanzenden Wilden; so Emander aus den Liebkosungen/ die er ihren zwey kleinen Kindern erwiese/ abnahm.

Nachdem ihn nun die Barbarn nach der Reihe von oben bis unten betrachtet/ ohne ihm das geringste Ungemach anzuthun/ als beschloß er bey sich/ weil es also die Götter über ihn verhänget/ alle nur ersinnliche Mittel und Wege vorzukehren/ womit sie ihn lieb gewinnen möchten/ und er mithin vor ihnen nicht mehr in Furchten stehen ddrffte. Den Anfang hierzu machte er seines Orts mit vielen Gefälligkeiten/ so er ihnen anthate. Als sich einer unter ihnen im Tanzen sehr erhizet hatte/ und davon hefftiges Nasen-Bluten bekam/ wollte er diese kleine Gelegenheit nicht vorbegehen lassen/ um sich bey diesen Leuten in Ansehen zu bringen. Er zoge also ein klein

S

Stück

Stückgen Marmor / worauf der Amor eingegraben war / aus seinem Schubfack / und ließ ihm solches hinter die Schultern legen. Die kalte Eigenschafft des Marmors stillete augenblicklich das Bluten; worüber die Wilden vor Verwunderung ihre Hände gen Himmel aufshuben / und ihn mit Erstaunung ansahen. Denn ein Nasen-Bluten wurde bey ihnen vor einen sehr gefährlichen Zufall gehalten.

Gleich nach diesem sahe Emander nicht weit von dem Hauffen einen Mann und ein Weib auf dem Grase liegen / welche nicht / wie die andern / vor grosser Schwachheit herzu nahen gekonnt. Ihre Kranckheit war schon sehr eingewurzelt. Er gieng zu sie / und fühlte ihnen an den Puls; welches alles unsere Wilden so auffmerksam machte / daß sie auch seine geringste Bewegung ohne Achtbarkeit nicht vorüber streichen lieffen. So viel er abnehmen konnte / hatten sie ein starckes Fieber. Er gabe ein Zeichen / daß man sie von dar wegtragen sollte / welches die Barbarn schon verstehen lernen. So fort brachen sie eine
grosse

grosse Anzahl Nester von den Bäumen abe/
woraus sie gleichsam eine Art von Trages/
Sesseln machten/ und auf selbige die bey/
den Patienten legten. Emander folgte
denen Trägern stets nach. Sie giengen
bey dreyhundert Schritt durch lauter klei/
ne Gehölze und Felsen/ und hielten endlich
bey zwey andern kleinen Höhlen stille/ in
welche sie die Krancken trugen/ und auf
Laub niederlegten/ so ihnen an Bett-statt
dienete.

Weil nun Emander längst zuvor bes/
mercket hatte/ daß in dieser Insel viel Vö/
gel anzutreffen/ als bedeutete er diesen Men/
schen/ daß sie ihm etliche Pfeile geben/ und
vor sich selbst auch dergleichen nehmen
möchten/ um nach selbigen Vögeln/ so er
auf den Bäumen sitzen sahe/ zu schießen/
welches sie ebenfalls verstunden/ indem sie
ihm ein Zeichen thaten/ daß sie jetzt hingeh/
en/ und solche holen würden; sie lieffen
auch aus allen Kräfte nach ihren kleinen
Höhlen/ und kamen augenblicklich mit Bo/
gen und Pfeilen zurücke. Hierauf gaben
sie ihm die Wahl/ diejenigen davon zu
nehmen/ welche ihm am besten anstünden.

Emander bewaffnete sich also mit einem
 Bogen und etlichen Pfeilen. Er gieng
 voran/ und gab ihnen mit Zeichen zu ver-
 stehen/ kein Geräusche zu machen. So
 fort drückte er auf die ersten Vögel/ so ihm
 zu Gesichte kamen/ zwey Pfeile nach einan-
 der loß/ welche alle beyde traffen. Es
 schiene alles darauf angesehen zu seyn/ die
 Verwunderung/ so die Wilden darüber
 spüren ließen/ zu verdoppeln. Denn es
 wuste ihm keiner hierinnfalls etwas nach-
 zuthun. So viel Pfeile/ als sie nur abge-
 hen ließen/ waren alle vergebens; sie konn-
 ten keinen einzigen Vogel tödten. Da-
 hingegen Emander annoch zum dritten-
 mal so wohl abzielte/ daß ihm wieder ei-
 ner zu seinen Füßen fiel. Nachdem er nun
 solchergestalt diese drey Vögel überkom-
 men/ hub er solche von der Erden auf/
 Willens/ sie vor die Krancken zu kochen;
 zu allem Unglück aber war weder Topff
 noch Feuer zu finden. Diese Barbarische
 Völcker lebten nur von wilden Baum-
 Früchten und rohen Wurzeln. In ihnen
 war der Gebrauch des Feuers nicht einmal
 bekannt. Was lehret einen nicht die Noth?
 und

und was kan man durch Fleiß und Geschicklichkeit nicht zumege bringen? Emander nahm etwas Erden/ rührete solche mit Wasser um/ und machte ein Gefäß daraus/ so gut er konnte/ welches er in der Sonne austrocknen ließ. Die Wilden beobachteten ihn ohn Aufhören/ und weil ihnen dergleichen niemalen zu Gesichte gekommen/ so waren sie höchst begierig zu vernehmen/ was endlich daraus werden würde.

So bald nun dieses irrdene Geschirr fest zusammen hielt/ nahm er zwey Kieselsteine/ darunter legte er ein Stücklein von seinem Kleide/ um daraus Zunder zu machen/ und schluge hie mit Feuer an; über welches dann die Wilden vor Verwunderung gleichsam erstarreten/ und ihre Hände stets gen Himmel aufshuben. Nachdem der Zunder Feuer gefangen/ that er solchen auf etliche sehr dünne Hölzlein/ und bließ so lange/ biß sich das Feuer entzündete. Wie sich aber die Flamme ausbreitete/ machte dieses Volck ein entsetzliches Geschrey. Sie giengen ganz nahe hinzu/ und wollten mit den Händen hinein fahren;

wovon sie aber Emander abhielte/ und ihnen zur Probe solche eine Weile zum Feuer thate/ biß ihnen die Hitze unerträglich fielen. Da sie denn erst begriffen/ daß es sich nicht handthieren ließe.

Nachdem also das Feuer helle brannte/ legte er/ zu dessen Unterhaltung/ viele Aeste von Bäumen an/ und ließ sein irdenes Gefässe über eine Stunde dabey ausdörren. Hierauf schöpffte er Wasser aus einem Bache / pflückte die Vögel/ und that selbige in seinen Topff/ welchen er mit Wasser anfüllte/ zum Feuer setzte/ und sie so lange kochen ließ/ biß ihm dünckte/ daß sie fertig wären. Alsdann nahm er sie heraus/ und behielt die Brühe in dem Geschirre.

Immittelst festen sich die Wilden ums Feuer herum/ und wärmten sich mit unbeschreiblichen Frolocken. Emander aber stund auf/ und fehrete mit der Suppen zu den Höhlen der Krancken/ unter abermaliger Begleitung dieser Barbaren/ wovon ein ieder ein Brandscheit in der Hand hielt/ und mit grosssem Jubel-Geschrey solches in der Luft herum schwendte. Von dieser
Brühe

aber wohl kein Ort in der Welt ist / da der
 Himmel nicht seine Gaben reichlich aus-
 schütten sollte; so ward Emander auch
 innen / daß in dieser Insul ebenfalls eine
 Art von wildem Korn wüchse / so diese Bar-
 barn zu nichts brauchten / weil ihnen dessen
 Tugend unbekannt war. Hiervon nun ließ
 er eine grosse Menge abschneiden / (denn sie
 gehorchten ihm in allem blindlings /) und
 solches an der Sonnen dörren. Hierauf
 erfonne er ein Mittel / daraus Mehl zu ma-
 chen / welches ihm glücklich von statten gieng;
 von solchem backete er etliche Brodte /
 und asse davon / zusammt dem Fleisch der
 Vögel / mit ihrer allerhöchsten Verwun-
 derung. Das übrige aber theilte er un-
 ter sie aus; da sie denn das Brodt so wohl
 geschmackt befunden / daß sie hernach selber
 von diesem wilden Getreyde eine ziemliche
 Quantität abschnitten / und ihm in allem
 nachahmeten. Von dieser Kost wurden sie
 recht fett; ihre Kräfte nahmen ie mehr
 und mehr zu / und ihre Gesundheit ward
 ie länger / ie unverbrüchlicher. Sie mach-
 ten in ihren Höhlen Feuer an / und lieffen
 ihre Speisen dabey abkochen. Endlich
 sahen

sahen sie ihre Pflanzn/ Wurzeln und wilde Baum- Früchte nicht anders/ als vor höchst armselige Gerüchte an/ und erstauneten recht selber/ daß sie solche noch so lange genießn können.

Nachdem es Emander bey diesen Barbarischen Leuten so weit gebracht hatte/ bekame er von ihnen eine sehr grosse Höhle ein/ welche sie ihm mit viel Mühe und Arbeit zubereiteten. Gleichwie er sie aber ihr wildes Leben in etwas abzulegen gelehret/ so wollte er ihnen auch zeigen/ wie sie besser und bequemlicher als vorhin wohnen könnten.

Diesemnach nahm er einige Aeste von Bäumen/ und verfertigte daraus eine kleine Hütten. Von solcher hatten sie einen Abriß/ noch grössere nachzumachen/ worin sie nachgehends zogen/ und ihre finstere Höhlen denen wilden Thieren zum Aufenthalt überliessen. Es gieng kein Tag vorbey/ an welchem nicht diese grobe ungeschlachte Menschen sich in ihrer Aufsführung änderten. An statt der von Laub gemachten Hütten ersonnen sie sich irrdene/

F 5

so

so endlichen gar in steinerne Wohnungen verwandelt worden. So bald nun Emandri ihre äusserliche Lebens- Art in Ordnung gebracht hatte / war er zum höchsten bestieffen / ihnen die Liebe zur Tugend und guten Sitten einzupflanzen. Mit dieser großmüthigen Beschäftigung brachte er seine Zeit zu / und hierdurch ward sein Schmerz / so lange von seiner geliebten Parmenia abwesende zu seyn / in etwas gefüllet. Weiln mich schon die gerechten Götter darzu ausersehen / sprach er bey sich selbstn / meine noch übrige Jammervolle Lebens- Zeit in diesem traurigen Orte zuzubringen / so will ich auch dieses Leben bloß und allein darzu anlegen / um die wilden und Barbarischen Menschen zahm und händig zu machen. Meine einzige Bemühung soll seyn / wie selbte würdige Werkzeuge der Götter / denen sie ihr Leben und das helle Tages- Licht zu danken haben / werden mögen !

Zur Erkänntlichkeit vor diese empfangene Wohlthaten baueten die Wilden dem Emandri ein sehr anmuthiges Häuslein
auf!

auf/ und schmückten solches nach ihrer Art
auffß beste aus. Emander lernete nach
und nach einen Theil von ihrer Sprache
verstehen/ und in kurzem begriffe er schon
so viel/ daß es nicht mehr vonnöthen wa-
re/ mit ihnen durch Zeichen zu reden. An-
fangs richtete er ihren Ehestand ordentlich
ein/ wovon sie ohne diß schon eine ziemlich
billige Idee gefasset hatten/ ob sie es gleich
nicht recht verstunden. Ihre Heyrathen
wurden ohne alles Gepränge und Cere-
monien vollzogen. Wann jemand ein
Mädgen lieb gewann/ so überreichte er
ihr einen Zweig von einem Baume/ wo-
von sie ihm die eine Helffte zurück geben
musste. That sie solches nicht/ so führete
er sie mit Gewalt in seine Höhle/ da sie
denn seine ware/ so bald sie den ersten Tritt
hinein gethan/ und halff ihr all ihr wider-
streben nichts. Sonsten/ wann er in dem
ersten Jahre kein Kind mit ihr gezeuget
hatte/ schickte er sie wieder fort/ da denn
ein anderer/ sie auf gleiche Weise zu ehli-
chen/ berechtiget ware. Emander aber
stellte ihnen vor/ daß das Band der Ehe
zwischen Mann und Weib Zeit Lebens dau-
ren

ren müſte / und hierbey nothwendig die Einwilligung von beyden Theilen erfordert würde / weilien die Weibes - Personen eben ſo wohl als die Mannsbilder mit einer vernünfftigen Seele begabet wären / welcher das allerhöchſte Weſen den freyen Willen zu ihrem Eigenthum gegeben / ſo von niemanden abhienge. Eben dieſes Weſen / ſprach er zu ihnen / hat alles dasjenige / was euere Augen ſehen / ganz allein erſchaffen. Es iſt der wunderwürdige Werkmeiſter der ganzen Natur / dieſes mit ewigen Lichtern und Klarheiten gleichſam durchſäeten Himmels / und dieſer Sonnen / welche das Eingeweide der Erden erwärmet / und auch den geringſten Pflanzen ihr Leben mittheilet. Dieſe Reden hörten ſie mit innerſter Gemüths - Empfindung an / ſo ihnen zu erkennen gabe / daß er recht hätte.

Hierauf unterwieſe er ſie / wie ſie dieſes allerhöchſte Weſen einzig und allein anbeten und fürchten ſollten. Der beſte Gottesdienſt / den ihr ihm beweifen könnet / fügte er hinzu / beſtehet darinnen: Daß
ihr

ihr ihm vor die empfangene Gaben und Wohlthaten demüthigen Dank abstattet/ und über die Trübselig- und Widerwärtigkeiten/ womit sein gerechter Zorn euch zum öfftern bestraffet/ nicht murret. Es hat euch darzu erschaffen/ daß ihr in einer festen und unzerbrüchlichen Gemeinschaft als Brüder mit einander leben sollet/ worzu der Friede zum Grunde geleyet werden muß. Nechst diesem allgewaltigen Wesen müßet ihr euch zusammen lieben/ und vor Berrätheren/ Mordthaten/ auch allen Gewaltthätigkeiten/ wodurch das öbriste Wesen beleidiget wird/ nach Möglichkeit hüten. Ein ieder Mensch soll seinen Neben-Menschen in Ehren halten/ und ihm keinesweges nach seinem Leben trachten/ als womit das allmächtige Wesen einzig und allein zu schalten hat/ weil ihr es von ihm bekommen habt. Nach diesem fragete er sie: Aus was Ursachen er sie doch/ rund um die Statua des Todes/ tanzende angetroffen hätte? Wir haben selbigen bisanhero/ gaben sie ihm zur Antwort/ vor die einzige Gottheit/ welche man anbeten und fürchten müste/ gehalten

halten. Und weiln das Ende unseres Lebens unter allen erschrecklichen Dingen das erschrecklichste ist/ so haben wir geglaubet/ um uns diesen Tod günstig zu machen/ daß wir ihm einen göttlichen Dienst zu leisten schuldig/ damit er sich über uns desto ehender erweichen liesse. Könnet ihr wohl in Abrede seyn/ daß er nicht uns allen das Saraus mache?

Es ist nicht ohne/ versezte Emander, und ich gebe es auch zu/ daß kein Mensch dem Tod entrinnen kan. Daß aber dieser Tod eine Gottheit seyn sollte/ wie ihr euch eingebildet/ ist ganz falsch und nichtig. Er ist nichts anders/ als das Ende eures Lebens/ dem das allerhöchste Wesen ein gewisses Ziel und Maas gesetzt/ welches nicht kan überschritten werden. Wann nun dessen Wille da ist/ daß ihr nicht länger leben sollet/ müßet ihr sterben. Dannenhero dörrfet ihr den Tod nicht anbeten; und eure vor ihm getragene Furcht soll euch zu Gemütthe führen/ daß der Himmel über diejenigen höchlich erzürnet wird/ welche solchen ihren Nebenmens

Menschen anthun; weil ihr daraus schlief-
 sen könnet/ wie unbillig es sey/ eures
 gleichen hinzurichten. Dieses Leben aber/
 so ihr verlieret/ und dieser Tod/ den euch
 das höchste Wesen zuschicket/ haben nicht
 die allgeringste Macht über euch. Die-
 se Seele/ welche euch das Leben glebt/
 ja die euch aniesz alle die Wahrheiten/
 so ich euch vorgetragen/ fast mit Händen
 greiffen machet; diese Seele/ welche ge-
 urtheilet hat/ daß noch etwas über euch
 seye/ und nur allein in der Wahl ge-
 irret; diese Seele endlichen vergehet nie-
 mals. Das allerhöchste Wesen hat sol-
 che unsterblich erschaffen/ und fähig ge-
 macht/ so wohl unendlicher Güter zu ge-
 niessen/ wann sie selbiges gefürchtet; als
 auch/ immerwährende Peinen auszusteh-
 en/ wann sie es auf Erden verachtet
 hat.

Also unterrichtete Emander diese wil-
 de Leute/ und erweckte ie mehr und mehr
 in ihren Herzen die Neigungen zur Got-
 tesfurcht und Gerechtigkeit/ welche alle
 Sterblichen mit zur Welt bringen. Nun
 begreifen wir erst recht/ sprachen sie zu ihm/
 was

was ihr uns saget. Wir empfinden es / und seynd selbstn voller Erstaunung / daß wir so lange in der Unwissenheit leben können. Ach! weilen wir dann nimmermehr sterben / und unsere Seelen auf ewig ihr Wesen behalten werden / so ist wohl ihre Glückseligkeit außser Zweifel an die Liebe angehefftet / so sie vor dieses allmächtige Wesen tragen sollen!

Es ist unglaublich / wie diesen Barbarn / in Erwegung dessen / ihr Herze gerühret worden. Sie zerbrachen ihr Götzen-Bild. An statt desselbigen richteten sie eine andere Statua auf / welche dieses höchste Wesen vorbildete. Solcher gaben sie in die eine Hand den Blis / und in die andere ein Horn des Ueberflusses / woraus unzählliche Güter entsprungen; damit gleichsam anzudeuten / daß es mit seiner Rache / wenn man sich selbige über den Hals zöge / alles zu Grunde richten / und hingen seine getreue Diener mit einer unendlichen Glückseligkeit belohnen könne. Diesem allgewaltigen Wesen zu Ehren baueten sie einen Tempel auf / worinnen sie

Mor=

Morgens und Abends zusammen kamen. Endlich erwähleten sie den weisen Emander zu ihrem Haupte; und ehe noch zwey Jahr verliessen / waren sie schon in ganz andere Menschen verwandelt. Sie säeten Korn aus / welches sie insgemeine einsammelten. Denn er wollte nicht / daß sie von der Theilung der Güter / als welche der Ursprung aller Uneinigkeiten ist / etwas wissen sollten. Er setzte ihnen gewisse Obrigkeiten vor / welche Achtung geben mußten / daß ein iedwedes Haus mit genugsamen Lebens-Mitteln versehen würde. Derogestalt gehdreten die Reichthümer allen und ieden insgesammt; und doch hatte sie keiner zu eigen. Man mußte nichts von Neid / und dessen Herz-abnagenden Bekümmernissen. Die Mädgens und Jünglinge / wenn sie einander heyraetheten / schwuren sich zusammen eine ewige Treue. Die friedliche Einigkeit der Familien wurde auch durch den geringsten Zanck oder Streit nicht unterbrochen.

Emander unterrichtete die Söhne / wie sie ihre Eltern in Ehren halten sollten /
 S wel

welche ihre Macht über ihre Kinder/ im Fall sie solche vernünftiglich anlegen/ schnurstracks vom Himmel herab bekämen. Er lehrete die Väter/ dieses ihres empfangenen Gewalts nicht zu mißbrauchen; denn sonst die Straffe des Himmels ihnen auf dem Fusse nachfolgen würde. Er unterwies die Eheleute in ihrer Schuldigkeit. Der Mann/ sprach er zu den Weibern/ bildet das Haupt des ganzen Hauses vor; derogestalt nun hat er freylich einige Authorität über seine Frau; sein Rath/ sein Wille/ müssen den Vorzug haben. Hingegen soll er seiner Seits auch nichts unterfangen/ ehe und bevor er sie zu Rathe gezogen; seine habende Gewalt würde weder billig noch vernünftig angewendet seyn/ wann er nur der einzige Richter über alles/ was im Hause vorgehet/ wäre. Die Gerechtigkeit muß er stets handhaben; wer sich nicht nach solcher in seinem ganzen Thun und Lassen richtet/ beleidiget höchlich die Götter. Er soll sich im geringsten nicht gegen seine Ehegattin mercken lassen/ daß er einigen Vorzug über sie habe. Diese Tyrans

Tyrannische Manier hebet die Einigkeit auf/ und zertrennet die Herzen. In allen seinen Verrichtungen sollen nichts/ als Weisheit und Sanfftmuth/ hervor leuchten. Sein Haus-Wesen muß er also verwalten/ als ob er gleichsam nicht allein Herr wäre; ja er soll sich endlich solchergestalt aufführen/ daß seine Ehegenossin sich eine Lust und Freude mache/ ihm nachzugeben. Im Gegentheil ist seine Haus-Frau schuldig/ all ihr mögliches zu thun/ damit sie ihm nur gefalle/ und nichts von allem dem zu unterlassen/ womit sie ihm seine zu ihr tragende Liebe und Zärtlichkeit vergelten/ und gleichsam abdiene möge. Seine geringste Verdrießlichkeiten muß sie mit ihm theilen/ und alle nur ersinnliche Mittel gebrauchen/ ihm solche zu benehmen. Sie soll sich ie mehr und mehr bey ihrem Ehe-Herrn mit angenehmen Liebkosungen/ welche die alltägliche Gewohnheit/ beyammen zu seyn/ niemals mindere/ in seiner Gunst zu erhalten suchen. Endlich soll sie seine Fehler mit Gedult übertragen/ auch ihn zuweilen darüber/ mehr aus einem gefälligen

Gehorsam/ damit er solche zärtlich innen werde/ und sich bessere/ als mit rauhen Vermahnungen/ worauf nur Unwillen und Streitigkeiten entstehen/ corrigiren und bestraffen.

Durch diese kluge Lehren wurden die Herzen dieser wilden Leute gerühret/ der Wahrheit und Vernunft Platz zu geben. Die ganze Insul schiene nun nicht mehr/ als eine einsige Familie/ zu seyn. Die Unnehmlichkeit der Unschuld und des Friedens schliche sich von Tage zu Tage in die Gemüther ein.

Auf diese Weise brachte Emander vierzehen ganzer Jahr bey ihnen zu. Sie nenneten ihn nicht anders/ als ihren Vater. Er bedienete sich der ihm auffgetragenen Gewalt bloß und allein/ um sie/ bey Entstehung einiger Unordnungen/ davon abzumahnem. Und indessen war seine Macht unbeschränckt; wenn er ihm nicht ohne Unterlaß in seinem Herzen das Ebenbild seiner geliebten Parmeniæ vorgestellt hätte/ so würde er seine Tage mit höchster Ruhe

Ruhe und Zufriedenheit allda beschlossen haben. Selten oder niemals erkieset sich der Mensch bald anfangs den allerseeligsten Stand; diese Wahl ist fast stets die langsame Würckung seines Unsterns. Ohne Zweifel lassen die Götter solches zu / weil man nie mehr in ihrem Dienst beschäffriget ist / als wenn man sich gänzlich von der Eitelkeit der Welt los gewickelt hat.

Eines Tages / als Emander, in Begleitung einer grossen Anzahl dieser Wilden / an dem Ufer des Meers spazieren gieng / sahe er viel Trümmer von einem durch Sturm zerscheiterten Schiffe ans Land schwimmen. Fast alles darauf befindliche Volk war davon gekommen. Das Schiff / welches wider einen Felsen angestossen / hatte nicht so bald Wasser eingenommen / daß diese Leute nicht Zeit gehabt hätten / auf besagten Felsen zu springen. Indessen sahen sie alle auferist bestürzt aus. Viele davon bemüheten sich auch / das Schiff aus dem Meer zu ziehen / damit sie es ausbessern könnten.

So bald selbige die Wilden zu Gesichte bekamen/ griffen sie also gleich zum Waffsen/ weil sie nicht anders meynten/ als kämen diese Letztere/ sie zu überfallen. Emander sahe mit Lust/ wie sich die Seignigen in Eyl gefaszt machten/ ihn beherst zu defendiren/ ja zu seiner grösseren Sicherheit ihn recht in die Mitte nahmen. Allein er bedeutete ihnen/ daß sie seinet halben nicht in Furchten stehen dörrften. Worauf er sich zu denjenigen/ welche ein blinder Vermen in die Waffen gebracht/ verfügte/ und selbte versicherte/ daß sie von den Wilden nicht das geringste Leyds zu befahren hätten/ und er selber Bürge davor seye. Wie diese Leute also den Emandrem in ihrer Mutter-Sprache reden höreten/ wurden sie höchlich bestürzt. Um ihnen nun ihre Verwunderung zu benehmen/ berichtete er sie kürzlich/ durch was vor ein sonderbares Abentheuer er zu diesen wilden Menschen gekommen wäre. Kaum hatte er seine Erzehlung vollendet/ als eine Dame/ welche seinen Discours mit angehört/ voller Freuden zu ihm gelauffen kam/ und ihm zu verstehen gabe/ wie

wie sie eben diejenige seye / welche Fermanes so lange in dem finstern Kercker eingesperret hätte. Herr / sprach sie zu ihm: Obschon euere Großmüthigkeit umsonst an mir angewendet ware / so bin ich euch doch iederzeit davor höchst verbunden gewesen! Und nun hat der Himmel meinen Wunsch erfüllet / indem er mich so glücklich macht / denjenigen zu sehen / welchem ich so viel zu dancken habe / und der meinwegem sich so viel Unglück über den Hals gezogen! So unglücklich ich auch immer bin / Madame! versetzte Emander: so kan mein Herze doch die Freude nicht bergen / die es über euere Befreyung empfindet; und euere Danck-Abstattung ist mir eine gewisse Probe / daß ihr wohl meritiret die Vorsorge / welche der Himmel gegen euch getragen. Hierauf erzehlete sie ihm: Daß sie ein vertrauter Bedienter des Fermanis, welcher von seinem Herrn gar übel tractiret worden / nach Verfließung dreyzehn Jahren / bey Nacht-Zeit aus der ihr fast unerträglichem Sclaverey des Fermanis errettet hätte / und sammt ihr davon geflohen;

seit der Zeit wären ihr viele Abentheuer zugestossen. Endlich aber hätte sie vernommen / daß ein Schiff nach Peru abgieng / als woher sie gebürtig; worauf sie dann den Schiffs-Hauptmann beweglich gebeten / sie dahin überzubringen / und zu ihren Eltern zu führen / welche vielleicht noch am Leben seyn würden; so ihr auch dieser versprochen. Indessen aber hätte sie ein grosser Sturm zur See überfallen / welcher sie an diese Küsten getrieben / wie er gesehen. Emander wollte diese Gelegenheit / so sich ihm darbothe / seine liebste Helffte / die tugendsame Parmeniam, wieder zu sehen / nicht vorbeystreichen lassen; dahero redete er den Schiffs-Hauptmann an: Ob er ihn nicht mit sich nehmen wollte? worzu dieser auch gleich willig war.

Wie nun die Wilden sahen / daß man dem Emandri nichts als alle Höflichkeit erwiese / kamen sie ganz sittsam und friedlich herzu / um denen andern ihr Schiff aus dem Meer ziehen zu helfen. Und als ihnen Emander zu verstehen gabe / daß

daß ihm diese großmüthige That überaus wohl gefiele / streckten sie alle ihre Kräfte daran / so lange / biß das Schiff ans Land gezogen wurde. Vor welchen Dienst sie der Schiffs-Hauptmann mit einem Faß Brandtwein / so man aus dem Schiffbruch gerettet / beschendte. Dieses Präsent war den Wilden so angenehm / als sie davon gekostet / daß es nicht viel fehlte / sie hätten es ganz ausgeleeret ; indem ihnen dessen Stärke unbekannt / wann sie nicht durch den Emandrem davon abgehalten worden.

So bald das Schiff im Stande war / abzulauffen / berichtete Emander seine Wilden / wie er nunmehr gesonnen sey abzureisen. O was für einen Schmerzen verursachte diese traurige Bothschafft selbigen Leuten! Sie thaten nichts / als Seuffzen und häufige Thränen vergießen. Es schiene / als ob ihnen all ihr Liebstes in der Welt entrissen würde. Ach ! sprachen sie zu dem Emandre : Ohne euch lauffen wir in Gefahr / in unsern vorigen unglückseligen Zustand wieder zu vers-

S 5

fal

fallen! Wir seynd euere Kinder. Nechst dem allerhöchsten Wesen seyd ihr derjenige/ den wir am meisten lieben und ehren. So verlasset uns doch nicht! Die weisende Mütter zeigten ihm ihre kleine unersozogene Kinder/ wobey sie sich dieser Worte gebrauchten: Saget uns uns Himmels willen/ ob wir wohl solche ohne euch also aufferziehen können/ wie sie seyn sollen? Ihr habt uns ja versprochen/ daß ihr sie selbst unterrichten wollet! und nun/ ach leider! werden sie nicht einmal denjenigen zu Gesichte bekommen/ dem ihre Väter und Mütter einzig und allein zu dancken/ daß sie nicht mehr den wilden Bestien ähnlich seynd.

Durch diese Merckmahle der Freundschaft und Danckbarkeit ward Emander recht innerlich gerühret. Endlich aber bedeutete er ihnen/ daß er verheyrahtet seye; weil sich nun jetzt eine Gelegenheit ereignete/ seine Eheliebste wieder zu sehen/ so könnten sie ihm nicht verargen/ daß er sich selbiger bedienete; inzwischen würde er ihrer ninymermehr vergessen/ hoffende/ daß sie
sie

sie seiner auch dergestalt eingedencf seyn würden / um in künfftigen Zeiten alle empfangene Lehren und Ermahnungen heiliglich zu beobachten. Nach diesen Worten sahe er männiglich sich zu Schiffe begeben / allwo man nur allein auf ihn wartete. Dahero umarmete er seine Wilden noch zum allerletzten mal von dem Größten zum Kleinsten / und verliesse sie endlich mit betrübten Herzen und thränenden Augen.

Man sahe die trostlose Mütter ihre Kinder auf die Erden niederlegen / und sich vor Herzens-Angst die Haare aus dem Haupte rauffen. Das Ufer des Meers gabe von dem erbärmlichen Geschrey der Männer einen Wiederhall bis in die weitentlegensten Gegenden. Niemals hat man de gleichen Gemüths-Bekümmerniß zu keiner Zeit von sich spüren lassen. Sie blieben so lange am Ufer stehen / bis sie das Schiff aus dem Gesichte verlohren.

Emander kam / nach einer glücklichen Schiffahrt / in kurzem zu Peru an; allwo
er

er so lange verharrete / biß sein Schiffs-
Hauptmann von dar wieder zu See gel
nach Franckreich abgieng / dem er gleich
falls Gesellschaft leistete. Dasselbst lan-
geten sie endlich / nach vielem ausgestan-
denen Ungemach / an. Sein erstes / was
er in diesem Lande that / ware: Daß er sich
nach dem Zustand seiner geliebtesten Par-
menia erkundigte. Man berichtete ihn:
Daß die betrübte Zeitung von seinem ver-
meynten Untergange ihren Tod befördert /
welcher zwey Jahr darauf erfolget / mit
einer fast mehr als männlichen Standhaff-
tigkeit und Gelassenheit. O Himmel!
Was für eine Traurigkeit überkam ihm
auf diese schmerzliche Nachricht! Er ru-
hete nicht / biß man ihn zu dem Grabe sei-
ner Parmenia brachte; daselbst wollte er
ihr die letzte Thranen- Pflicht beweisen.
Wie er dahin kam / ward ihm sein Herz
so beklemmet / daß er vor Angst kein Wort
aussprechen konnte. Endlich stieß er mit
Aechzen und Seuffzen folgende Klagen
aus: O Parmenia! Parmenia! Par-
menia! Mein anderes Ich! du ruffest
mich; ich bin schon bey dir. Du wirst
mir

mir den Tod ganz süsse machen / o meine
liebste Helffte! Mein einziger Wunsch ist/
dich bey dem Gestade des Stygis bald wieder
zu sehen. Ich liebte dich/ du liebtest mich.
Ich kannte deine Tugend/ deren Genieß du
schon empfangen/ indem du dich bereits un-
ter der Zahl der glückseligen Seelen befin-
dest/ denen die Götter in den Elyseischen Fel-
dern bey einer ewigen Ruhe die wahren und
reinen Ergößlichkeiten zu schmücken geben.
Wann ich dich nicht liebte/ so würde ich dir
dein Glück mißgönnen. Du bist von dem
Elend befreuet/ worinn ich annoch stecke/ und
du bist auf der rühmlichsten Bahn davon
heraus gegangen. O Parmenia! du
Vergnügung meines Lebens! du bist nicht
mehr vorhanden! so kan ich dich dann nicht
mehr sehen/ noch dich umarmen/ noch dir mei-
ne Noth klagen/ noch dich in der deinigen
trösten! O ihr Götter/ die ihr die Tugend/
welche von der schändten Welt so geringe ge-
achtet wird/ dorten mit ewigen Gütern krö-
net! Ach nehmet mich doch auch noch die-
sen Augenblick aus diesem Jammerthal/
damit ich nur fein bald zu meiner andern
Seele komme / und mich mit ihr an je-
nem

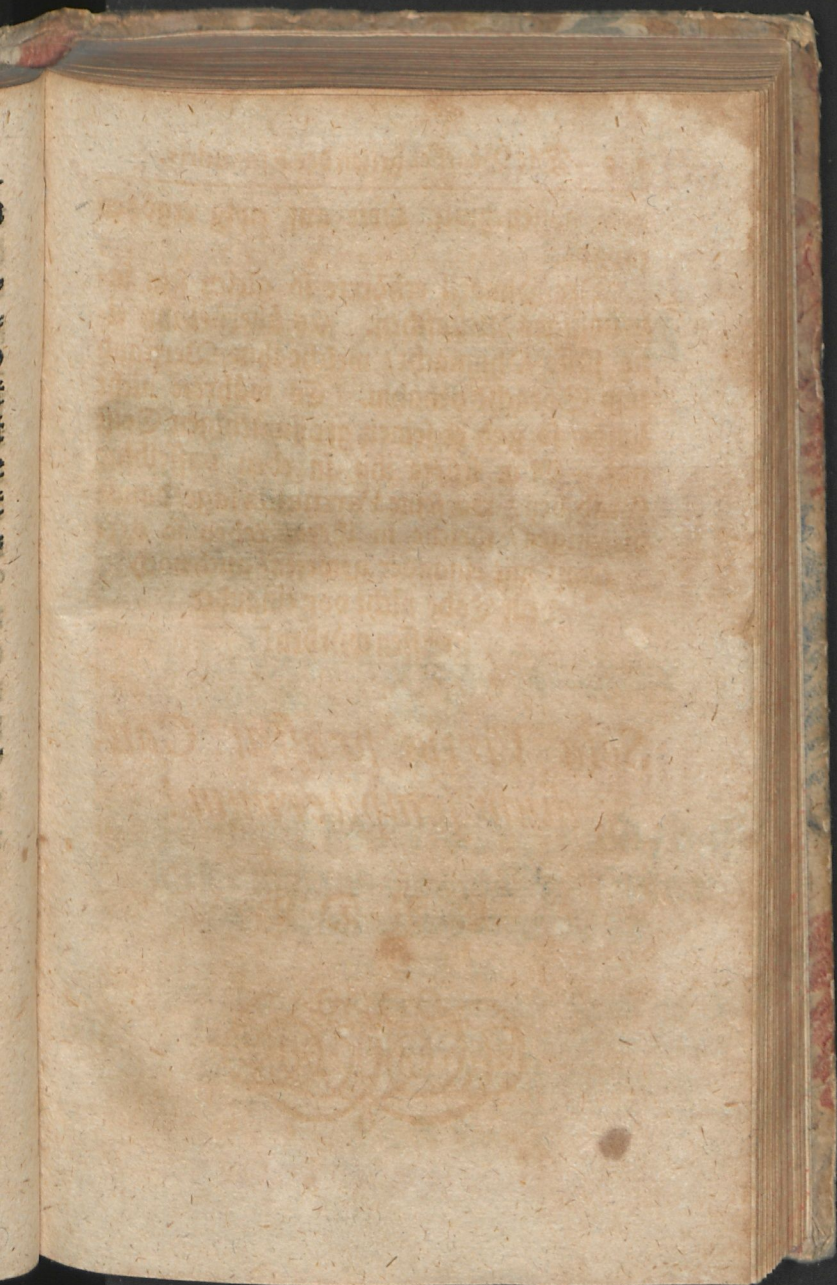
nem angenehmen Orte auf ewig ergötzen möge!

Der Himmel erhörete so gleich sein insbrünstiges Wünschen. Es überfiel ihn eine süsse Ohnmacht/ welche ihm Verstand und Sprache benahm. Es währte nicht lange/ so gab er seinen großmüthigen Geist auf. Man setete ihn in eben dasselbige Grab bey/ wo seine Parmenia lage/ damit diejenigen/ welche in ihrem Leben so vertraut mit einander gewesen/ auch nach dem Tode nicht von einander gerissen würden!

Sola Virtus praestat Gaudium sempiternum!

E R D E.



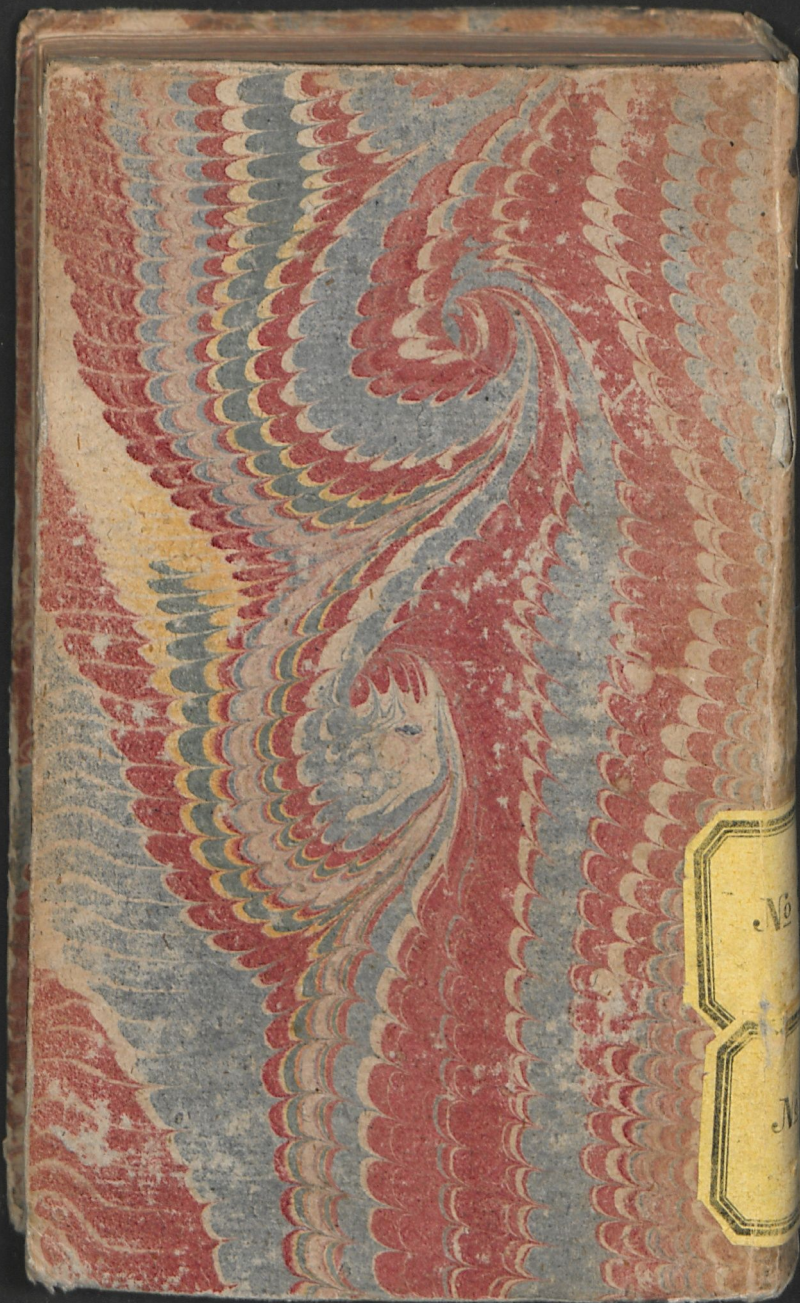


143645

AB 143 645

X 245 1359

L





B.I.G.

Black
3/Color
White
Magenta
Red
Yellow
Green
Cyan
Blue

Farbkarte #13

Die **beglückte**
und
unbeglückte

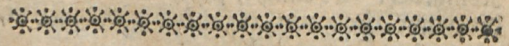
Jugend,

In zwey
anmuthigen Begebenheiten
Des

ARISTONOI und EMANDRIS
vorgestellt/

Ihrer Vortreflichkeit wegen aus
dem Französischen in das
Deutsche übersehet/

In Virtute Perennitas.



Breslau/
Zu finden bey Michael Hubert.
1716.